

Friedrich Kübler

# Land und Leute



Über die  
Geschichte des Nördlichen Schwarzwaldes

Friedrich Kübler

LAND UND LEUTE –

Über die Geschichte des Nördlichen Schwarzwaldes

Friedrich Kübler

# Land und Leute

Über die  
Geschichte des Nördlichen Schwarzwaldes

Druck: Buchdruckerei Heinrich Ecker, Bad Herrenalb

Umschlagentwurf und Illustration:  
Professor W. Huppert, Bad Herrenalb

PDF-Scann: Studio Gordon, 75210 Keltern/Weiler

® Copyright by Manfred Kübler

## INHALT

- 7 VORWORT
- 9 DIE GEOLOGISCHE ENTWICKLUNG  
DES SCHWARZWALDES
- 11 BAD HERRENALB – H'ARALBA –  
ENTSTEHUNG UND GESCHICHTE
- 18 EINIGE WICHTIGE EREIGNISSE AUS UNSERER  
HEIMAT
- 25 KURZBERICHT ÜBER LAND UND LEUTE –  
GESTERN UND HEUTE
- 36 HEIMAT-FREILICHT-MUSEUM
- 42 DIE TECHNISCHE ENTWICKLUNG DES RADES
- 43 DAS BACKHÄUSLE
- 45 DER KOHLENMEILER
- 47 DIE KÖHLERHÜTTE
- 48 DAS SCHINDELSCHLEIZEN
- 50 VIEHZUCHT UND FAHRZEUGE
- 53 ACKERGERÄTE
- 54 WASSERKÜHLUNG
- 55 BUTTERHERSTELLUNG
- 55 VIEHZUCHT
- 56 DIE KLOPF- ODER PLOTZSAGMÖHLE
- 57 DAS SCHNAPSHÄUSLE
- 57 DAS POTTASCHESIEDEN
- 58 DIE SPINNSTUBE
- 60 DIE FLOSSEREI IM SCHWARZWALD
- 67 DIE BIENENWEIDE ODER ZEIDLEREI
- 68 DIE MOSTEREI
- 70 DIE SPECHTSCHMIEDE

**Sehr verehrter Urlaubsgast!**

Gerade haben Sie Ihren wohlverdienten Urlaub begonnen. Aus welchen Gründen auch immer Sie sich für den Schwarzwald entschieden haben, Sie haben eine gute Wahl getroffen. Nicht nur die klimatischen Verhältnisse und die einmalig reizvolle Landschaft wird Sie begeistern, sondern auch das große Angebot an Urlaubserlebnissen, das Ihnen die Bade-, Kur- und Erholungsorte zu bieten haben. Erwähnt werden dürfen wohl auch jene Beherbergungs- und Gaststättenbetriebe, die durch ihre ganz besondere, persönliche Note und die besondere, gut gelungene Originalität und Anpassung an den besonderen Charakter der Schwarzwaldlandschaft, Ihr Herz erfreuen werden.

Wenn Sie nun die Landschaft und die Menschen kennenlernen, dann stellt sich Ihnen sicherlich sehr bald die Frage: Was war früher, woher stammen die Ruinen, woher kommen die sonderbaren Namen der Berge und Täler, wie lebten die Menschen.

Im Heimat-Freilichtmuseum bei der Spechtschmiede haben Sie die Möglichkeit selbst interessante Dinge vergangener Zeiten zu besichtigen, in dieser Broschüre möchte ich versuchen, Ihre Fragen zu beantworten.

**IHR PLOTZSÄGER**

Bad Herrenalb, im Frühjahr 1976



Hier hat Noah  
die Bretter ge-  
sägt und seine  
Arche gebaut.  
7 000 000 Jahre  
vor Christi!

### DIE PLOTZSÄGMÜHLE

In einem stillen Schwarzwaldtal,  
Fernab vom Weltgewühle,  
Umrauscht von Tannen ohne Zahl  
Steht eine alte Mühle!  
Dort lag ich oft am Wiesenhang  
In selig-süßem Träumen  
Und lauschte manche Stunde lang  
Den Wassern und den Bäumen.  
Das sang und klang wie Lust und Leid,  
Vom Kommen und vom Gehen,  
Von harter, strenger Winterszeit  
Und Frühlingsauferstehen,  
Von Menschenweh' und Waldes-Treu',  
Von junger Liebe Ziele —  
Ein Lied so traut, so alt, so neu:  
Des Lebens harte Mühle!

## DIE GEOLOGISCHE ENTWICKLUNG DES SCHWARZWALDES

Vor 160 bis 180 Millionen Jahren, häuften unvorstellbare Wüstenstürme gewaltige Mengen rötlichen Quarzsandes über den Urgesteinschichten des Gebirgsrückens, welcher vom Odenwald bis zur Bretagne reichte, der nun zu festem Fels wurde. Als vor 30 bis 15 Millionen Jahren die Auffaltung der Alpen erfolgte, entstanden in unserem Gebiet im Erdinnern mächtige Hohlräume, die zum Einbruch der „Oberrheinischen Tiefebene“ führten. An den Bruchrändern der dadurch getrennten Gebirge Schwarzwald und Vogesen und in drei Querrissen trat der Granit, die Urgesteinsschicht wieder an die Oberfläche. Der Kaiserstuhl wurde als vulkanische Erhebung aus der Ebene hochgetrieben. Auf den Granitböden der Schwarzwald- und Vogesenrandgebiete, sowie auf den Vulkanböden des Kaiserstuhl wachsen die bekannten Weine, die durch ihren besonderen Geschmack und ihr unübertroffenes Bukett den Kenner ergötzen. Auf den Querrissen, deren Spalten tief ins Erdinnere führen, haben wir im Norden die weltbekannten Thermalbäder Baden-Baden, Bad Rotenfels, Bad Herrenalb, Wildbad, Bad Teinach und Bad Liebenzell. Im Süden den Badeort Badenweiler. In der Mitte liegen die Mineralquellen in Peterstal, Freyersbach und Griesbach.

Durch das Rhonetal und die Burgunderpforte dringt warme Mittelmeerluft ungehindert ins Oberrheintal und die Schwarzwaldtäler ein und verursacht die Voraussetzung für eine üppige Vegetation, eine einmalig reizvolle Landschaft und ein mildes Klima, das sich entscheidend auf die Entwicklung des Fremdenverkehrs auswirkt.

In Baden-Baden sind noch die alten Römerbäder erhalten, deren Quellen von Anbeginn an der Oberfläche sprudelten und eine Temperatur von 68° C aufweisen. Sicher haben dort schon unsere Urväter gebadet, vorausgesetzt daß sie nicht wasserscheu waren. Auch von Rotenfels ist überliefert, daß dort von altersher heilende Wasser flossen.



In Bad Herrenalb-Kepplershof war ebenfalls eine heiße Quelle gelaufen, von der behauptet wurde, sie wäre so heiß gewesen, daß man ein „Huhn habe brühen“ können. Da die dortige Glashütte aber die Auflage hatte „Siede und Kranke“, die sich gesundbaden wollten, kostenlos zu bewirten, ist es verständlich, daß die Quelle eines Tages nicht mehr floß. Mit Quecksilber soll die Quelle damals verdrängt worden sein. Später wurde mehrfach versucht, die Thermalader wieder anzubohren.

1867 Erste ergebnislose Thermalwasserbohrung  
- Kepplershof -

1902 Zweite ergebnislose Bohrung  
- Kepplershof -

1925 Weiterer Bohrversuch ohne Erfolg  
- Vor Hotel Sonne -

1963 Erneute, erfolgreiche Bohrung  
- Schweizerwiese -

In 600 m wird man fündig, 5 ltr./sec., 28 Grad  
Chlorid-Sulfat-Therme

1971 Einweihung des Thermalbadezentrums

1971 Verleihung des Titels „Bad“



## BAD HERRENALB – H'ARALBA – ENTSTEHUNG UND GESCHICHTE

Vom Grafen von Eberstein, Berthold III., wurden gegründet im Jahre:

- 1148 das Zisterzienserkloster Herrenalb
- 1159 das Benediktinerkloster Frauenalb
- 1145 entstand in „Enzklösterle“ ein kleines Kloster, das aber bereits 1445 wieder aufgegeben wurde.
- 970 wurde das Kloster Hirsau direkt von den Benediktinermönchen des Monte-Cassino gegründet.
- 1177 Das Kloster Herrenalb erhielt nach 29-jähriger Bauzeit die päpstliche Bestätigung und wurde dem Bistum Speyer unterstellt. Die ersten Mönche stammten aus Neuenburg am Rhein.

Wer der Sage Glauben schenkt, wonach sich Graf Berthold auf der Jagd im Walde verirrte, ein gewaltiger Hirsch ihn aber dann vor einbrechender Nacht zu einem Klausner führte, wo er eben an dieser rettenden Stelle das Kloster erbauen ließ, irrt. Da beim Einfall der Hunnen (Schlacht auf den Katalaunischen Feldern 451 n. Chr.) als einzige die Alemannen ihren Siedlungsraum behaupteten und nicht in Bewegung kamen ist anzunehmen, daß sie rechtzeitig dem Stoß der Hunnenheere auswichen und sich in die unwegsamen Täler des Schwarzwaldes zurückzogen. Neueste Forschungen haben ergeben, daß die „Tri boker“, unsere Vorfahren, lange vor der Zeitenwende bereits überragende astronomische Kenntnisse besaßen. Sie gründeten ihre Kultstätten und Siedlungen auf Grund ihrer Himmelsbeobachtungen an genau festgelegten, sinnvollen Schnittpunkten. Auf der Teufelsmühle war eine vorgeschichtliche „Gestirnsbeobachtungsstelle“ die sehr wahrscheinlich erst von „Karl dem Großen“ zerstört wurde. Fünf riesige Obelisken, einige davon liegen heute noch am Berghang, bildeten das „Sonnenkreuz“ und waren so angeordnet, daß sie die Mittags- und Mitternachtslinie bildeten. Während der Jahreszeiten konnten die Bewegungen der Sonne, Mond und Gestirne mittels eines hölzernen Gerätes das in einen Einschnitt einer heute noch bei der Teufelsmühle liegenden Steinplatte paßte, anvisiert, gemessen und registriert werden. Dadurch war es möglich, nicht nur die Stunde, sondern Tage, Monde (Monate) und Jahre genau zu bestimmen. Die Station war zugleich Signalstation für Rauch- und Feuer-signale. Aussaat und Ernte, Freuden- und Trauertage, das große „Ting“, Nachrichten und Warnungen wurden signalisiert und von den weiteren Stationen im ganzen Siedlungsraum weitergegeben. Zugleich war die Teufelsmühle natürlich Kultstätte. Auf Grund der Gestirnsbeobachtungen wurden die von Nord nach Süd verlaufenden Meridinallinien festgelegt (Schwarzwald und Vogesen) die in Verbindung mit der Teufelsmühle die genauen Standorte der Vorgeschichtlichen Kultstätten festlegte. So ist das alte Schloß „Hohenbaden“ die Stammburg der Zähringer auf den Funda-

menten des zerstörten römischen Castells und dieses auf den Trümmern einer keltischen „Volksburg“ erbaut. Das Straßburger Münster steht auf den Fundamenten von vier nacheinander zerstörten römischen Castellen, diese aber wurden an der Stelle eines „Götterhains“, wo also keine Fundamente vorhanden waren, sondern drei Buchen das Zentrum der Kultstätte bildeten, errichtet. Daher könnte auch der Name „Tri boker“ also „Drei Buchen“ stammen.

In einer Abhandlung: „Entdeckung vorgeschichtlicher Astronomie am Oberrhein“ von Dr. Keith ist der Beweis geführt, daß nahezu alle heute bekannten Zentren auf vorzeitlichen Stätten errichtet sind, es würde zu weit führen, dies im Detail darzustellen. Lediglich was in Bezug auf den Standort Herrenalb vermerkt ist, möchte ich wörtlich zitieren: „Da nun anzunehmen ist, daß auch die Speyerer Domstelle gleich der von Straßburg ein uralter Kulturpunkt sein muß, war dessen Mittagslinie zu untersuchen. Sie trifft denn auch südlich von Herrenalb an eine Stelle, die schon Guido List als altgermanisch und äußerst wichtig bezeichnete. Diese Sichtlinie überkreuzt den Kälberhof bei Ettlingen. Und in der Tat, von hier aus ist sowohl Herrenalb als auch der Speyerer Dom mit seiner alten Kultstätte in das Netz der Gestirnslinien über dem Rheintal eingereiht.“

Jedem Ort war schon bei der Landnahme eine symbolische Bedeutung zugeordnet. Loffenau hatte nicht wie es sein heutiges Wappen zeigt einen „Triangel“ zum Zeichen, sondern einen „Gänsfuß“, wie er heute noch auf alten Grenzsteinen zu sehen ist. Herrenalb wurde als Sitz des „Weistumswalters“ der sogenannte „Dreipaß“ zugeordnet. Trifos oder Wilfos gab Wille zum Leben. Durch ewige Wiedergeburt wirkte er lenkend über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Dieser „heidnische Dreipaß“ ist eingefügt und erhalten im gotischen Fenster des Westgiebels der „Paradiesruine“. Dies und die Tatsache, daß der äußere Wall der uralten „Fliehburg“ auf dem Falkenstein noch erhalten ist, beweist, daß die Geschichte Herrenalbs keineswegs mit dem Jahr 1148 beginnt. Die Klostersgeschichte ist schriftlich überliefert. Es ist eine bewegte, stürmische Ge-

- schichte. Lassen Sie mich kurz zusammengefaßt berichten:
- 1275 Graf Simon versucht Vogt des Klosters zu werden. Der Kaiser selbst schlichtet. Das Kloster Herrenalb bleibt „Reichsunmittelbar“ und erwirbt in der folgenden Blütezeit die bis ins 14. Jahrhundert anhält insgesamt 42 Flecken, die ein nahezu zusammenhängendes Einflußgebiet umfassen, das von Achern bis vor die Tore der freien Reichsstadt „Weil der Stadt“ und vor die Tore des Zisterzienserklosters Maulbronn reicht.
- 1338 „Trotz freier Schirmwahl“ kommt das Kloster durch den Schiedsspruch des Kaisers zu Württemberg.
- 1402 bis 1432 Streit und Krieg zwischen Markgrafen, Bischöfen und dem Kaiser, zwingen das Kloster zur „Aufrüstung und Befestigung“ im Auftrag des Kaisers. Durch die entstehenden Kosten wird das Kloster hoch verschuldet. Die Mauern aus dieser Zeit sind teilweise noch erhalten. Freiwillig unterstellt sich das Kloster während dieser schweren Zeit dem Markgrafen Bernhard I. von Baden, der 1431 in der Klosterkirche beigesetzt wird.
- 1496 Das Kloster muß sich dem Ansturm der Württemberger beugen und Eberhard den II. als Schirmherren anerkennen. Damit endet die „Reichsunmittelbarkeit“ und der Zerfall beginnt. Das geistige Zentrum Herrenalb mit seinem bis dahin weltweiten Einfluß büßt von Jahr zu Jahr ein und zerfällt.
- 1525 Bauernkrieg. Zum ersten mal wird das Kloster geplündert und sogar seiner Glocken beraubt.
- 1535 Durch herzoglichen Befehl werden die Klöster Württembergs evangelisch. Abt Lukas bittet vergeblich die Mönche im Kloster zu belassen. Mit 80 Mann Fußvolk setzt der Herzog seine Pläne durch. Viele Gegenstände und Schätze des Klosters gehen verloren. Abt Lukas wird von Herzog Ulrich auf der Festung Hohenurach eingesperrt, weil er 30 000 Goldgulden vom Klosterschatz beiseitegeschafft und dies verschwiegen hatte.



1548 Durch vorläufige Regelung wird auf dem Reichstag zu Augsburg die Rückgabe der Klöster an die katholische Kirche beschlossen. Im September wird Georg Tripelmann zum Abt gewählt und in sein Amt eingeführt. Aber nur sieben Jahre dauert seine Amtszeit, denn die Herrenalber Mönche sind mit der Lebensweise ihres Vorstehers nicht einverstanden. Ein „ärgerliches Leben zu führen wird ihm vorgeworfen“. In jener Zeit fällt ein allgemeiner Zerfall und die Mißachtung der ursprünglich sehr strengen Ordensregeln auf. Die Reichsstadt Ettlingen beginnt eine Fehde mit der Äbtissin des Nonnenklosters Frauenalb, wegen der sittlichen Mißstände, die nicht länger duldsam seien. Aber die Frauenalber siegen, weil sie von einigen „befreundeten Grafen“ unterstützt werden. Seitdem muß die Stadt den Turm in ihrem Wappen auf den Kopf gestellt führen. Böse Zungen behaupten ja auch, daß es erwiesen sei, daß zum Zweck des „geistigen Austausches“ zwischen dem Mönchskloster Herrenalb und dem Frauenkloster Frauenalb ein „Unterirdischer Gang“ gewesen sei.

- 1556 Mit zwölf anderen Klöstern Württembergs wird auch Herrenalb in eine evangelische Klosterschule umgewandelt.
- 1630 Auf Grund des Restitutionsedikts von 1629 wird Herrenalb erneut dem Zisterzienserorden zugewiesen. Die evangelischen Geistlichen werden verjagt.
- 1632 Württembergische und Markgräfliche Reiter sind die ersten, die im 30 jährigen Krieg ins Kloster eindringen die Insaßen mißhandeln und das Kloster ausplündern. Schon ein Tag später sind es Musketiere aus Neuenbürg, die auf Befehl ihrer Vögte in das Kloster eindringen und den Abt verjagen. Als dieser im Jahr 1634, nach der Schlacht bei Nördlingen, zurückkehrt, ist nicht mehr viel übrig als die leeren Klostermauern. Zudem ziehen kaiserliche Truppen ins Winterquartier in das Kloster ein. Kein Wunder, wenn in diesem Winter in der Umgebung von Herrenalb viele Menschen den Hungertod sterben.
- 1635 Böse Seuchen, Krieg und Hunger rafften die Menschen dahin. Bayerische Soldaten haben sich im Kloster eingenistet. Die meisten Felder bleiben ungeerntet.
- 1638 Württembergische Bauern plündern Loffenau, auch Herrenalb wird von ihnen heimgesucht. Im Sommer greifen kaiserliche Truppen das Kloster an, aber der Angriff wird erfolgreich abgewehrt.
- 1641 Im Februar wird das Kloster erneut geplündert und die Insassen in die tiefverschneiten Wälder getrieben. Im Dezember brennt die Kirche völlig aus.
- 1642 Im Sommer zerstören schwedische Soldaten die kaum aufgebaute Kirche und die übrigen Klosterbauten. Nachfolgende kaiserliche Truppen vervollständigen die Zerstörung so vollkommen, daß nur noch der Chor der Kirche und die Umfassungsmauern des Paradieses stehen bleiben. Die Überlebenden des 30 Jahre dauernden Ringens bauen aus den übrig gebliebenen Trümmern Ort und Klosterkirche wieder auf. Trotz vieler Bemühungen des Zisterzienserordens bleibt Herrenalb ab 1650 evangelisch. Die letzten zwölf Mön-

che werden nach Maulbronn überstellt. Die Frauenalber Nonnen kommen ins Spital nach Pforzheim.

- 1796 Die Franzosen stürmen die bei Herrenalb angelegten Stellungen der Österreicher und plündern Herrenalb und die umliegenden Ortschaften.
- 1813 bis 1815 Jetzt sind es meist russische Soldaten die sich in der Gegend aufhalten. Auch sie wollen Essen und vor allem natürlich auch Trinken! „Dawei, dawei!“ Das 19. Jahrhundert meint es etwas besser mit der Klostersgemeinschaft.
- 1791 Herrenalb wird zur politischen Gemeinde erhoben (300 Einwohner).
- 1839 Eine „Kaltwasserheilanstalt“ wird eingerichtet.
- 1850 Beginn einer stetigen Aufwärtsentwicklung des Kurorts.
- 1880 Zum erstenmal wurde mit 1091 Gästen im Jahr die Tausender-Grenze überschritten.
- 1887 Herrenalb wird zur Stadt erhoben.
- 1891 Einweihung des Kurhauses.
- 1927 10 000 Kurgäste.
- 1954 Verleihung des Prädikats „Heilklimatischer Kurort“ 20 000 Kurgäste.
- 1971 Fertigstellung und Einweihung des Thermalbadezentrums. Verleihung des Titels „Bad“. 5 500 Einwohner, 4 200 Gästebetten.
- 1974 61 000 Kurgäste, 666 364 Übernachtungen.

Die günstige Verkehrslage, die einmalig reizvolle Landschaft, das Klima, eine Vielzahl guter, dem besonderen Charakter der Landschaft angepaßten Beherbergungs- und Gaststättenbetriebe, ein großes Angebot an Kur- und Erholungseinrichtungen und nicht zuletzt das moderne Badezentrum, haben Bad Herrenalb das Prädikat „Perle des nördlichen Schwarzwaldes“ eingebracht.



## EINIGE WICHTIGE EREIGNISSE AUS UNSERER HEIMAT

Nach dem Untergang des Stauferreiches (1268 fällt Konradin in Neapel dem Henkerbeil zum Opfer) herrscht eine kaiserlose, schreckliche Zeit.

Fürsten und Staaten erstreben Macht auf Kosten des Reiches. Bei uns sind es die Württemberger, die sich an die Spitze gearbeitet haben. Sie hatten deshalb viele Neider, die sich sogar zu einem Bund zusammengefunden hatten, dem „Schleglerbund“ mit Wolf von Wunnenstein, dem „gleißend Wolf“ genannt, an der Spitze. Im Frühjahr 1367 war es, als die Schleglerfürsten den gehaßten Eberhard den Greiner, den alten Rauschebart, den damals regierenden Württemberger Grafen im Wildbad fangen wollten. Das Tal herauf zogen die von Wolf von Wunnenstein geführten, das Tal herab kamen die Ebersteiner, die von ihrer Burg im Murgtal über den Schwarzwald gekommen waren. Ein Hirte aber warnte rechtzeitig den Greiner und brachte ihn in Sicherheit. Gleich darauf rückte er überraschend vor das Schloß der Ebersteiner im Enztal, die Burg Straubenhardt bei Dennach und zerstörte sie völlig. Seitdem ist diese nicht wieder aufgebaut.

Im April 1403 sind es Ritter und Fußvolk des Grafen Eberhard III., die im Auftrag des deutschen Königs Ruprecht, vom Enztal herüber ins Albtal einfallen und das Kloster Frauenalb niederbrennen.

1682 nehmen die Soldaten des Sonnenkönigs Straßburg, die Truppen seiner Generale Melac und Montclear fallen brandschatzend in unser Land ein. Freudenstadt, Zavelstein, Calw, das Kloster Hirsau, Pforzheim, Heidelberg und viele Städte und Dörfer gehen in Flammen auf.

Im Siebenjährigen Krieg 1756 bis 1763, unter der Regentschaft des Herzogs Carl Eugen sind unsere Soldaten, gegen den Willen des Volkes, gegen die Preußen eingesetzt.

1796 sind es napoleonische Truppen unter General Moreau, die von Straßburg her über die Kniebisschancen bis Freudenstadt vordringen. Von dort aus schickte Moreau einen Teil der Truppen das Murgtal hinunter um die Österreicher, die noch dort auf der Dobelplatte lagen, zu verdrängen. Am 8. Juli trafen die Franzosen in Gernsbach ein. Von dort aus drangen sechs Bataillone und einige Eskadronen Reiter über Reichental und Kaltenbronn ins Enztal vor. Die Sachsen, die dort lagen wurden angegriffen, verdrängt und Wildbad von den Franzosen besetzt. Der General Saint Cyr machte sich auf den Marsch ins Albtal. Das Gros der Österreicher, sechs Bataillone Infanterie und drei Eskadronen Kavallerie, lagen auf der Höhe bei Rotensol, hinter Feldmauern in guter Stellung. Ihre Vorhut wehrte mit einigen Geschützen den Vormarsch der Franzosen über den Käppelepaß ab, während ihr rechter Flügel in der Nähe von Frauenalb und ihr linker Flügel bei Dobel lag. Als aber die Österreichische Vorhut auf dem Käppele plötzlich umgangen und von einer Abteilung französischer Schützen im Rücken angegriffen wurde, da ließen diese ihre Kanonen im Stich, flohen ins Albtal hinunter und zogen sich auf das Gros bei Rotensol zurück. Der österreichische General Kaim war sich aber der vorteilhaften Stellung seiner Truppen auf dieser befestigten Hochfläche wohl bewußt. Er ließ die französischen Truppen das Albtal besetzen und warf alle vier Angriffe der Franzosen den steilen, felsigen Waldhang hinab. Da, gegen Abend des 9. Juli tönten die Hörner und wirbelten die Trommeln des Feindes zu einem letzten Angriff. Der französische General Houel war inzwischen aus dem Murgtal herüber gekommen und über Moosbronn und Bernbach mit seiner Einheit ins Albtal hinuntergestiegen. Er wagte mit seinen Truppen nun den fünften französischen Angriff an diesem Tage. Jetzt erst ließen sich die Österreicher bewegen, ihre befestigte Stellung auf der Höhe zu verlassen und ins Tal hinunter zu schwärmen, um die Franzosen dort einzuschließen. Da erfüllte sich das Schicksal des Tages. Die Franzosen hatten den Österreichern verborgen, ein Reservekorps bereit ge-

halten. Das trat nun aus seinem Hinterhalt zum Gegenangriff an. Die Österreicher versuchten, sich kämpfend wieder auf ihre befestigte Stellung bei Rotensol zurückzuziehen. Fast gleichzeitig mit ihnen aber erreichten auch die vordringenden Feinde die Feldmauern. Damit waren die Österreicher geschlagen. In eiliger Flucht zogen sie sich über Pforzheim zurück, von den Franzosen hart verfolgt. (Aus: „Die Chronik des Walddorfes Neusatz“.)

1803, der Rheinbund wurde gegründet. Seine deutschen Truppen mußten unter des Franzosenkaisers Befehl, gegen Preußen und später gegen Rußland kämpfen. Wo immer man ihrer habhaft werden konnte, wurden die Landeskin-der zur Armee gepreßt und wenige nur sahen die Heimat wieder. Als einziges Regiment der napoleonischen Armee brachte das Württembergische seine Fahne aus Rußland zurück.

1848 rückte das „Hecker'sche Aufgebot“ von Konstanz kommend in Richtung Karlsruhe vor. Auch hier schlossen sich einzelne den Freiheitskämpfern an. Im Wald zwischen Loffenau und Lautenbach kam es zu einem Scharmützel, wobei ein Kaufmannssohn aus Hamburg fiel, dessen Grab noch erhalten ist.

Die Kriege 1870/71 und 1914/18 rissen ihre Wunden. Überall im Land sind an den Kriegerdenkmälern unzählige Namen von Gefallenen und Vermißten erhalten, die die Mächtigen dieser Welt zum Frieden mahnen sollten! Denen aber, die heute geringschätzig denken über die Betroffenen und ihre Opfer sei in Erinnerung gebracht, was als Inschrift über der Totentafel des Kriegerdenkmals Bad Herrenalb steht: „Niemand hat größere Liebe, als daß er sein Leben gibt für seine Brüder“!

Der zweite Weltkrieg 1939 bis 1945 mit seinen Opfern, Zerstörung und Wiederaufbau sind uns, der „geleuterten Generation“ noch in Erinnerung. Lassen sie mich der Vollständigkeit halber kurz aus der Divisions-Geschichte der 257. Infanteriedivision berichten, wie sich nach sechsjährigem Ringen der deutschen Wehrmacht auf den Schlacht-

feldern Afrikas, Asiens und Europas, der „Einmarsch“ in unserem Raum abspielte:

„Etwa Mitte Januar 1945 erfolgte für die Division eine seitliche Verschiebung (ca. 35 km südostwärts) in den Hagenauer Forst zur Ablösung der dort eingesetzten SS-Panzer-Grenadier-Division Frundsberg.

Auftrag der Division in diesem Raum: Halten des Moderbach-Abschnittes in und ostwärts Hagenau. Dieser Abschnitt wurde bei fast pausenlosen, teilweise sehr starken, mit Panzern geführten Feind-Angriffen bis etwa Mitte März gehalten. Die Materialüberlegenheit des Feindes machte sich von Tag zu Tag mehr bemerkbar. Ständig hingen Artillerie-Beobachtungs-Flugzeuge in der Luft und lenkten das Feuer ihrer Batterien auf jedes sich zeigende Ziel. An Munition dafür schien nie Mangel zu sein. Der Bahnhof Oberhofen wechselte öfter den Besitzer. Vom Dorf Oberhofen griff der Gegner im Abschnitt des Grenadier-Regiments 466 in Richtung Bahnhof und Camp an einem Vormittag mehrmals mit Panzern an. Jedesmal wurden diese Angriffe durch das beobachtete Feuer des gesamten Artillerie-Regiments, von der B.-Stelle der 8. Batterie aus geleitet, zusammengeschossen.

Im Zuge der folgenden allgemeinen Absetz-Bewegungen wurde die Division auf den Lauter-Abschnitt zurückgenommen. Diese konnte dank der gründlichen Sperrmaßnahmen des Pionier-Bataillons 257 im Hagenauer Forst ohne Nachstoß des Gegners durchgeführt werden. Nach kurzem Frontmachen der Grenadier-Regimenter hinter dem Lauter-Abschnitt, wobei die Artillerie gleich in den Westwall gezogen wurde, sollte dieser Abschnitt endgültig verteidigt werden, wobei die Division mit linkem Flügel am Oberrhein, also im äußersten südlichen Teil des Westwalles, stand.

Die einzelnen Befestigungen waren zwar fertiggestellt, aber es fehlte größtenteils die Bewaffnung. Es war eine Art Stellungen-Truppe vorhanden, die aber nicht ausreichte. Von einer planmäßigen Gliederung, Organisation und Einweisung durch die Stellungen-Truppe konnte bei dem über-

hasteten Beziehen keine Rede sein. Sie verließ in auffallender Eile den Westwall. Somit war von vornherein dessen Kampfkraft in Frage gestellt. Eine Einweisung im Gelände mußte wegen der totalen Luftherrschaft des Gegners ausfallen, Bewegungen tagsüber waren so gut wie unmöglich. Infolge fester Schaltungen der Fernsprech-Leitungen waren die Gefechts-Stände an Plätze gebunden, die unpraktisch, unpersönlich und nicht der Feindlage entsprechend waren. So lagen der Gefechts-Stand des Artillerie-Regiments 257 in einem Bunker, dicht neben der Kirche Minfeld, einem markanten Gelände- und Kartenpunkt; der des Grenadier-Regiments 466 an einer Straße in völlig freiem Gelände.

Die Division war in ihrem Abschnitt nach ein bis zwei Tagen noch im Einrichten begriffen, als beim rechten Nachbar, bei Weißenburg, der Gegner mit starken Panzer-Kräften die Stellung durchbrach. Darauf wurde der ohnehin fragwürdige Westwall aufgegeben und der Rheinübergang befohlen. Beim Absetzen über den Oberrhein, westlich von Karlsruhe, gingen ein Bataillon des Grenadier-Regiments 466 und das 11. Artillerie-Regiment verloren. Die IV. Abt. leitete als erste den Stellungswechsel über den Rhein ein, und dabei wurde die 11. Batterie, bei abgezogenen Rohren, von aus der nördlichen Flanke kommenden Panzern überrollt.

Sonst ging der Uferwechsel der Division bei feindlichem Störungsfeuer und einzelnen Luftangriffen verhältnismäßig glatt vonstatten. Es war eine Glanzleistung der Pioniere, die trotz der Dunkelheit und des feindlichen Beschusses alle Fähren durch die starke Strömung unversehrt an das jenseitige Ufer brachten.

Nach dem Übergang am 24. März 1945 bekam die Division den Auftrag, das Übersetzen des Gegners bei Karlsruhe zu verhindern. Etwa sechs Tage später gelang es dem Gegner nördlich der Division, kampflös den unbesetzten Rhein mit starken Kräften zu überschreiten.

Der Gegner fühlte mit Spähtruppen vor und besetzte kampflös Durlach. Vor der Randstellung kam es nur zu

Schießereien mit Spähtrupps. Inzwischen ging der Gegner in der rechten tiefen Flanke der Division ohne Widerstand in Richtung Bretten, Ludwigsburg in allgemein ostwärtige und südostwärtige Richtung vor. Um einem drohenden Umfassen der rechten Flanke zu entgehen, setzte sich die Division in südostwärtige Richtung auf den Nagoldabschnitt ab und machte hier erneut Front nach Nordwesten. Dem nun scharf nachdrängenden Gegner konnten bei Neuenbürg und Herrenalb verlustreiche Nachhut-Gefechte geliefert werden. In einem dieser Kämpfe fiel der Divisions-Kommandeur General-Major Seidel.\*

Anmerkung des Verfassers:

General Seidel fiel zwischen Dobel und Dennach (Dreimarkstein). Eine Einheit der Waffen-SS verteidigte tagelang bei der Eyachmühle ihre Feldstellungen, um der Division das Einrichten einer Auffangstellung an der Nagold zu ermöglichen. Die Feldgräber der Toten am Weg zum Dobel sind sicher noch in Erinnerung. Der Volkssturm Herrenalb hatte sich auf der Plotzsägmühle gesammelt und setzte sich in Richtung Kaltenbronn ab.

„Nach erneutem Absetzen der Division auf den Neckar-Abschnitt bei Haigerloch - Sulz sollten frische Kräfte zugeführt werden (mobilmachte Ersatz-Truppenteile, Genesenen-Einheiten usw.). Diese trafen größtenteils nicht ein, weil sie auf dem Marsch vom Gegner gefaßt wurden. Die Kampfkraft eines doch noch bei Sulz auf die Division gestoßenen Ersatz-Bataillons war gleich Null, ebenso die Einsatzbereitschaft.“

Anmerkung des Verfassers:

Es ist erschütternd für mich, den knappen, militärischen Bericht vom Untergang der 257. Infanterie-Division im Kampfraum unserer Heimat zu lesen, da auch meine Kriegserlebnisse eng mit dieser Division in Zusammenhang stehen. Bis März 1942 kämpfte die 68. und 257. I. D. sowie die 100. und 101. Jägerdivision, das AK v. Priesen, im

Verband der 6. Armee im Südabschnitt der Ostfront. Oft waren kleine Kampfverbände unseres Regiments der 257. ID. unterstellt. Deshalb erhielt ich als junger Gefreiter aus der Hand meines Regiments-Kommandeurs Oberst Püchler, dem späteren Kommandeur der 257. I. D., im Auftrag der 257. I. D., das EK I.

Was alles ist in diesen Zeiten geschehen und wie klein ist doch die Welt, in der wir immer wieder zusammentreffen!

Obwohl der Widerstand der sich absetzenden Wehrmacht gering war, mußte die Bevölkerung unter den einmarschierenden Franzosen viel leiden. Zum dritten Mal in seiner Geschichte wurde Freudenstadt niedergebrannt. Gerade in den abgelegenen Weilern geschahen Dinge, von denen man heute besser nicht mehr spricht und die kein Ruhmesblatt für Frankreich sind. Das Blutbad im Forsthaus Rombach, die Vorkommnisse im Gasthaus Kaltenbronn und in der sogenannten „Wehrwolfzentrale“ Zieflesberg, von der gerade die Herrenalber stark betroffen waren, müssen der vollständigen Wahrheit wegen erwähnt, sollten aber, wie vieles andere um des Friedens und der Aussöhnung mit unseren Nachbarn Willen, vergessen werden.

## KURZBERICHT ÜBER LAND UND LEUTE – GESTERN UND HEUTE!

### EISZEIT

Die Eiszeit formte das Bild unserer heutigen Landschaft. Die Schotterflächen und Dünenzüge der Rheinebene der Löß der Vorbergzone und des Hügellandes sind Bildungen dieser Art. In den Kies- und Lehmgruben finden sich Reste eiszeitlicher Tiere (Mammut, Nashorn, Wildpferd, Rentier).

### STEINZEIT

In der Jungsteinzeit siedeln sich erstmals Bauernvölker in unserer Landschaft an. Ihre Siedlungen sind auf den fruchtbaren Lößböden der Vorbergzone des Alb-Pfinzgaues zu suchen. Die Wälder der Schwarzwaldberge und die wasserreiche Niederung am Ostrand der Rheinebene ermöglichen Viehhaltung und ergänzen die Nahrung durch Jagd, Fischfang und Sammeltätigkeit.

### BRONZEZEIT

In dem Jahrtausend der Bronzezeit bilden sich die Grundlagen des Keltischen Volkstums. Sein Schlußabschnitt ist gekennzeichnet durch Einströmen illyrischen Volkstums aus dem Osten (Urnenfelderkultur). Diesem Endabschnitt (etwa 1000 v. Chr.) gehören die Ettlinger Funde vom Rottberg und den Hadbruchwiesen an.

### EISENZEIT

In der ersten Hälfte des letzten Jahrtausends v. Chr. siedelte im Oberrheingebiet das Volk der Kelten, das um 400 v. Chr. in das Licht der Geschichte tritt. Das Keltengrab von Ettligen gehört einer Frühstufe dieses Zeitabschnitts an. Manche Orts- und Flußnamen (z. B. Alb) stammen aus der Keltischen Sprache.



## RÖMISCHE ZEIT

Seit dem 1. Jahrhundert n. Chr. dehnte das römische Weltreich seine Macht auch auf rechtsrheinisches Gebiet aus. Bis 260 n. Chr. gehörten große Teile Südwestdeutschlands dem römischen Reich an. Militärische Anlagen, Straßen, Heiligtümer, Reste von ländlichen und städtischen Siedlungen sind Zeugen dieser Zeit. Erwähnt sei der Straßenkreuzungspunkt zwischen Ettlingen und Mörsch mit Urnenfriedhof, Wohngebäuden und Heiligtum. In den dortigen Brunnen wurden um 260 n. Chr. von den Alemannen die Römischen Götterbilder gestürzt.

## ALEMANNISCH-FRÄNKISCHE ZEIT

Zwischen 260 und etwa 500 n. Chr. erfolgte für dauernd die germanische Besiedelung unseres Gebietes durch die Alemannen, ihnen folgten um 500 die Franken.

Schlacht zwischen Alemannen und Franken. Nach dem Sieg der Franken werden die Alemannen mehr und mehr in die unwegsamen Schwarzwaldtäler zurückgedrängt. Die „Tri boker“ von denen noch berichtet wird, gehen in dem von den Franken eroberten Siedlungsraum auf.

## KAROLINGISCHE ZEIT 750 – 900 n. Chr.

788 wurde Ettlingen zum erstenmal seit der Römerzeit wieder urkundlich erwähnt. Im Mittelpunkt der genossenschaftlich aufgeteilten Gemarkung mit gemeinsamem Wald- und Wiesenbesitz (Allmend) lag der dem Kloster Weißenburg verliehene Oberhof. In Verbindung mit diesem wurde zur Christianisierung des Landes die St. Martinsbasilika errichtet, die Stammkirche des Albgaues. (Entnommen aus „Ettlingen und der Albgau“.)

Vor etwas mehr als 2000 Jahren also dürften unsere Vorfahren, der germanische Stamm der „Tri boker“ aus Böhmen kommend hier eingewandert sein und sich im Siedlungsraum nördlich und westlich der Berge Merkur, Malberg und Teufelsmühle niedergelassen haben. Diese drei am Rande des Siedlungsraumes dominierenden Berge

waren die drei Hauptkultstätten dieser Menschen. Dort verehrten sie ihre drei Hauptgötter. Wahrscheinlich war die Teufelsmühle dem Gott „Tyr oder Tyrbok“, der Merkur dem Gott „Bodan oder Wotan“ geweiht.

Der Name Teufelsmühle wird also nicht, wie die Sage berichtet, von der vom Teufel gebauten Mühle abgeleitet werden können, oben auf dem Berg gab es und gibt es bis heute kein Wasser und niemand kam sicherlich je auf die Idee, die schweren Tannenstämme den Berg hinauf zu schaffen und die Schnittware wieder hinunter. Vielmehr bedeutet der Name sicherlich „Dei-Fels“ also Götterfelsen. Die Alten sagten noch Steinsberg (Göttersteine). Mühl war ursprünglich „Mal“ (Göttermal), daher kommt sicherlich dann auch der Name „Malberg“.

Der Merkur wurde von den Römern ihrem höchsten Gott Merkur, dem Gott der Macht geweiht. Er war auch der Gott der Kaufleute und Spitzbuben! Die Germanen mußten auf den „Bodans- oder Wotansberg“ (bei Herrenalb) auf den heutigen „Bottenberg“ ausweichen. Im übrigen haben die Römer auch andernorts auf den Kultberg des höchsten germanischen Gottes „Wotan“ ihren Gott Merkur gesetzt.

Am längsten war wohl wegen seiner Abgeschiedenheit die Kultstätte auf der Teufelsmühle erhalten. Auf dem Reichstag zu Aachen hat Kaiser Karl der Große einen Beschluß verabschiedet, wonach alle heidnischen Kultstätten ausgegraben und für das Volk unauffindbar an anderer Stelle vergraben werden mußten. In diesem Zusammenhang wurden dann auch die fünf Sandsteinobelisken (Sonnenkreuz) die Megalituhr und Gestirnsbeobachtungsanlage, die Trigometrischer Punkt und Teil der Kultstätte war, zerstört. Diese Anlage war auch deshalb so lange erhalten, weil sie wichtiger Richtpunkt eines Ortungssystems war, das von Spanien bis in den Orient gereicht haben soll.

Im Gegensatz zu den Römern und anderen Kulturvölkern, die ihre Götter in Menschengestalt darstellten, hatten die Germanen keine solchen Statuen. Ich darf zum besseren Verständnis eine Passage des römischen Schriftstellers Tacitus, aus dem neunten Kapitel seiner Germania zitieren:

„Im übrigen verträgt es sich nach Ansicht der Germanen nicht mit der Erhabenheit des Himmlischen, sie in Tempel einzuschließen und menschenähnlich darzustellen. Wälder und Haine weihen sie ihnen und mit Namen von Göttern rufen sie jenes geheimnisvolle Wesen an, das sie nur in frommer Andacht schauen!“

Wenn man bedenkt, daß vor etwa 200 Jahren vielleicht thüringische Landvermesser die Namen unserer Berge und Täler, nach ihnen geläufigen Begriffen eingetragen haben, dann wird verständlich, daß aus dem Bodansberg, ursprünglich dem Gott Bodan geweiht, ein Bottenberg, aus dem Urdsberg, der Göttermutter Urd geweiht, plötzlich sinnentstellt ein Wurstberg wurde. Die Talwiese heißt im Volksmund und in alten Karten „D'ellwies“ Helwies, bezogen auf die Todesgöttin Hel oder Helia. Die Wiese liegt 650 m ü. d. M. dürfte also eher Bergwiese heißen! Ein Wassergraben, der das Wasser der Alb zur Wiesenbewässerung weit her zur D'ellwies geleitet, heißt „Hilsgraben“ also „Heisgraben“.

Der Zieflensberg, Hügel und Weiler westlich des Hilsgraben dürfte dem Gott „Zius“ (Göttervater) geweiht gewesen sein. Leider hat die Nachwelt dann den Ziusberg nach dem hier angesiedelten Bauern „Ziefle“ in „Zieflesberg“ verwandelt. Erst vor ein paar Jahren hat dann ein kluger Stadtrat beantragt, man solle doch den Namen richtig hochdeutsch schreiben, was nun auch geschieht. Der Weiler heißt also jetzt „Zieflensberg“! Ein Musterbeispiel dafür, wie ursprünglich Sinnvolles nach und nach entstellt wird. Interessant ist, daß genauso wie das ursprüngliche Kernstück des Heiligtums auf der Götterinsel Straßburg ein gewaltiger Buchenhain war, auch auf dem Zieflensberg sonderbar verkrüppelte, verwachsene, uralte Buchen bis heute erhalten sind.

Freyolsheim, die Freyas oder Freitagswiesen (auch die südbadische Stadt Freiburg) haben ihren Namen von der Jagdgöttin „Freya“ der Gemahlin des großen „Jägers“ Wotan.

Wer glaubt, das Benediktiner Nonnenkloster habe, weil dort Nonnen (Frauen) wohnten, dem Ort den Namen gegeben, irrt. Schon in vorchristlicher Zeit wurde hier eine Göttin verehrt, nämlich die Fruchtbarkeitsgöttin „Fraua“ und deshalb heißt der Ort seit altersher Frauenalb. Damit haben wir das Dreigestirn der Hauptgöttinnen umschlossen vom Dreigestirn der Hauptgötter zusammen. Alle Göttinnen wurden in den Tälern, mit Ausnahme der Göttermutter „Urds“ die auf dem „Urdsberg“ dem Wurstberg, dem Hausberg von Herrenalb, ihren „Sitz“ hatte, verehrt.

Wer die Ordensregel der Zisterzienser kennt weiß, daß diese Mönche sicher keine „Herren“ waren, deshalb der Ortsname „Herrenalb“ nicht davon abgeleitet werden kann. (Sie durften kein Fleisch essen, nicht miteinander reden, hatten im ganzen Kloster nur einen geheizten Raum zum Aufwärmen, der aber keinen Kamin hatte! Die meisten starben zwischen 26 und 30 Jahren!) Alte Überlieferungen besagen vielmehr, daß der Ort vordem „H'aralba“ geheißen habe. Anzunehmen, aber nicht zu beweisen ist, daß „ar“ mit „ur“, also „Anfang“ gleichzusetzen ist, womit dann die Verbindung zu Urds, der Göttermutter und dem Wurstberg, dem Hausberg Herrenalbs, naheliegt. Als zweite Erklärung wird vorgetragen: „Das ar gebiert das al“. Sicher ist es außerordentlich schwer gerade in diesem Fall eine einleuchtende Erklärung zu finden.

Rotensol und Rotenfels waren Gerichtsorte. Rot ist gleich Recht. Dort wurden die „Femegerichte“ aber auch politische Versammlungen abgehalten. „Ting – Der Gerichtsfelsen“, blauer Stein, umgeben von einem Wall ist noch erhalten.

Oberhalb von Bernbach befindet sich der „Mauzenstein“, dort wurden die Totenfeiern abgehalten. Mauzen = Klagen.

Der Bernstein und der Ort Bernbach leiten sich nicht etwa, wie man leicht annehmen könnte von den Bären ab, die sich dort besonders gerne aufhielten, sondern von gebären = geboren werden. Am Bernstein feierten unsere Vorfahren also seit altersher das „Neuerwachen der Natur“.

Ein Überbleibsel aus jener, unserer Generation kaum verständlichen Zeit, ist ein altes Brauchtum, das sich in der Abgeschiedenheit unseres hinteren Albtales deshalb bis heute erhalten hat, weil „der Duft der großen weiten Welt“ noch keinen so großen Einfluß nehmen konnte. Ein religiöses Brauchtum aus vorchristlicher Zeit hat sich in der Figur des „Pelzmärte“ bis heute erhalten. Einige Jungen und Mädchen flechten aus ungedroschenem Stroh einen etwa 200 m langen Zopf. Mit diesem Zopf wird dann am „Heiligen Abend“, der Weihenacht (Wintersonnenwende) einer der jungen Männer umwickelt. Es entsteht ein furchterregender Strohmann mit Hörnern und einem großen Schwanz, rasselnden Ketten und Schellen. Mit seiner Begleitmannschaft geht er dann am Abend von Haus zu Haus, macht einen fürchterlichen Krach, läßt sich Verse aufsagen, ermahnt Alt und Jung künftig bräver zu sein! Zuweilen muß mit der Rute etwas nachgeholfen werden! Zum Abschied läßt der „Pelzmärte“ natürlich für alle Fälle noch eine kräftige Birkenrute für den Hausgebrauch da. Der Pelzmärte kann verglichen werden mit den Figuren der „alemannischen Fasnet“, den Hexen, Kobolden und Schellenarren, die nicht verwechselt werden dürfen mit den „Ulfiguren“ des Fasching am Rhein! Der Pelzmärte verkörpert genauso wie die „Fasetnarra“ das dämonische, unfaßbare, böse. Wenn der Strohmann dann in Flammen aufgegangen ist, hat das Gute über das Böse, das Licht über die Dunkelheit gesiegt. Die Tage werden zusehends länger! Der Winter ist vertrieben. Zwischen unserem heutigen Nikolaus und dem Pelzmärte wäre noch „Knecht-Ruprecht“ in Erinnerung zu bringen. „Hruodperat“ ursprünglich geheißen, war niemand anders als der aus dem altgermanischen Götterglauben übernommene „Wilde Jäger“ Wotan.

Manches hatte sich hier durch die Unwegsamkeit der Gegend abgeschirmt an altem Brauchtum und Glauben noch bis vor kurzem erhalten. Wenn ein starkes Gewitter war, dann sagte unsere Urgroßmutter immer: „S'Modesheer“ geht um, sie meinte die Wagen und Rosse Wotans, die über die Wolken donnern.

Erhalten haben sich auch die Geschichten vom „Rokertsweible“, das im „Rokert“ dem Wald zwischen Loffenau und Murg wohnte und immer dann auftauchte wenn Menschen unverschuldet in Not geraten waren oder Rat brauchten.

Interessant und auffallend ist im klar abgegrenzten Sprachraum der „Tri-boker“, der besondere Dialekt der „Loffenauer“. Südlich von Obertsrot = Alemannen, östlich Dobel = Sueben (Schwaben). Das am Fuß der Teufelsmühle gelegene Bergdorf Loffenau hat einen „Gänsfuß“ im Wappen und dürfte nicht wie teils behauptet wird eine Gründung der „Ebersteiner“ sein, sondern diese Siedlung dürfte sehr alt sein und eng mit der Kultstätte Teufelsmühle in Verbindung stehen. Wenn böse Zungen behaupten, es hätten sich Fremde im Dorf niedergelassen und hätten den von allen anderen umliegenden Dörfern abstechenden Dialekt geprägt so kann dies nicht akzeptiert werden. Erfahrungsgemäß passen sich Minderheiten spätestens in der Folgegeneration an die Sprache der Gemeinschaft an. Es muß also eine andere Ursache vorliegen. Es wäre doch vorstellbar, daß die Sippe, die in Loffenau, direkt bei der Kultstätte Teufelsmühle wohnte, die Aufgabe hatte, das Heiligtum zu betreuen und daß deshalb die Angehörigen dieser Sippe durch ihre religiöse Aufgabe über den anderen Volkszugehörigen stand. Sie kapselten sich auch dann, als die Kultstätte nicht mehr war und ihre Aufgabe entfallen war, infolge ihres besonderen Status in ihrer Gesamtheit nach außenhin ab. Aus diesem Grunde sehr wahrscheinlich hat sich der nur noch in Loffenau gesprochene „Ur-Dialekt“ erhalten. Neuerdings, nachdem viele „Urlauber“ in das Fremdenverkehrsdorf Loffenau kommen, hat sich vor allem die junge Generation weitgehend angepaßt.

Die Sage von den drei Undinen, (Nornen oder Waldjungfrauen, Dreizahl) die ihre Behausung in den Teufelskammern im großen Loch hatten, berichtet, daß sie oft zum Tanz nach Reichental kamen. Einer der Burschen verliebte sich in eine der Jungfrauen und stellte deshalb die Uhr zurück, um die Mädchen länger zu behalten. Deshalb verfehlten die Undinen ihre Rückkehr pünktlich zur Mitter-

nachtstunde. Da sie als Undinen, „Heiligpriesterinnen“ ein „heiligmäßiges Leben“ führen mußten und vom „profanen Volk“ gesondert leben sollten, war durch ihr Zuspätkommen entdeckt, daß sie gegen ihre Regel und Vorschrift verstoßen hatten. Als sich am anderen Tag der Bach rot färbte, wußten die Burschen, daß die Undinen niemals wieder kommen würden! Hier ist auch ein Hinweis auf die beiden sich gegenüber stehenden Zeiten zu erkennen, die der „Megalituhr“ (Astronomische Zeit) und die der „Dorfuhr“. Eine Sage nur, die aber vielleicht doch meine Vermutung stützt.

In jahrelanger mühsamer Arbeit ist es gelungen in der Plotzsägmühle und in der Spechtschmiede eine Menge alter Geräte zu sammeln und für die Nachwelt zu erhalten. Die Sammlung in der Spechtschmiede und im Heimat-Freilichtmuseum daselbst ist wahrlich eine Besichtigung wert. Dasselbe gilt für die Plotzsägmühle selbst. Es ist als sicher anzunehmen, daß diese Sägemühle die älteste in der Gegend ist. Flurnamen und Wegenamen deuten darauf hin. Der Berg zwischen Hirschwinkel und Sägmühle ist der „Sägberg“ der Weg, der den Hang entlang zur Mühle führt, der Sägbergweg. Vom Reißwasen zur Mühle führt der „Sägmühlweg“. Außerdem gibt es einen „Sägersrain“ einen „Klötzbuckel“ (wo die Stämme gelagert wurden) und einige „Schleifwege“ direkt zur Mühle, die heute noch so heißen und damit eindeutig beweisen, daß hier an dieser Stelle seit langem schon eine Mühle stand.

Wie aus einem alten Fragment hervorgeht, hat das Kloster Herrenalb seit langem eine Sägmühle. Sie liegt „beim Ursprung der Alb, hinter der Thelwies“ (Schreibweise: „Thel“).

Es heißt im alten Lagerbuch weiter:

Abt Marx hat sie von 1508 bis 1530 und die folgenden Äbte weiter bis 1582 an die Insassen von Loffenau um 4 fl. verliehen. Nämlich an Claus und Georg Seeger, auch Claus Weisemer. Die Äbte Conrad Philipp und Niclas haben die Mühle dagegen an Gernsbacher gegeben, nämlich bis 1597 an Martin Simon und Michael Krieg, später von 1598 bis

1613 an Jakob Kast und Michael Krieg, immer noch um 4 fl. Mit dem Krieg (1618 bis 1648) kam sie in Abgang und kam auch kein Zins mehr ein. 1671 heißt es: „Seit 37 Jahren, also mit der 1634 geschlagenen Nördlinger Schlacht, bekommen sie der Loffenauer Hans Martin Zeltmann und der Dobler Martin Kappler in Bestand“. Am 7. März 1673 aber behalten sich die Gernsbacher den Rückkauf vor.

Aus den Lagerbüchern von 1541, 1728, 1745 und 1800 im Archiv in Ludwigsburg.

Im 13. Jahrhundert entstanden überall in Europa „Plotz- oder Klopfsägmühlen“. Auf die Ursache des Namens werde ich bei der Beschreibung des Heimat-Freilicht-Museums noch besonders eingehen. Diese hier, an der oberen Alb ist nachweislich die einzige die heute noch den Namen „Plotzsägmühle“ trägt!

Lange Zeit war die Sägemühle im Besitz des Klosters. In den Büchern der Murgschifferschaft, in deren Besitz sie lange Zeit war, wird sie noch im 15. Jahrhundert als „Mühle an der Alb“ bezeichnet. Überall dort, wo die mächtigen Schwarzwaldtannen nicht an die Floßeinbindestellen „gerießt“ werden konnten, entstanden Sägemühlen, die das Holz zu Schnittware verarbeiteten, das dann besser transportiert werden konnte und als Beiladung auf den Flößen verschifft wurde. Talwärts war die nächste Sägemühle die „Albsägmühle“, die in den 20er Jahren aufgegeben wurde und von der heute nichts mehr zu sehen ist. Die Familie Luft in Loffenau hat heute noch den Beinamen „Albsäger“, weil die Familie dort als Säger tätig war. Die nächste Mühle war rechts der Alb, gleich hinter dem Freischwimmbad. Die Klostermühle, Säg- und Mahlmühle zugleich, war innerhalb der Klostermauern (heute Schulhaus). Zu erwähnen wäre noch der „Sägwasen“, dort wurde das Holz gelagert. Im Ölmühltal war die Ölmühle, die von den Wassern des Gaisbach angetrieben wurde. Gegenüber dem Postamt war die „Lauersägemühle“, deren Besitzer, Hans Lauer, ist der älteren Generation noch in guter Erinnerung. Diese war die letzte, die von einem „Oberschlechtigen Wasserrad“ angetrieben wurde, wie man ein solches auf der Plotzsäg-



mühle heute noch in Betrieb bewundern kann. Die Räder hatten durchweg etwa 6 m Durchmesser. Allenthalben wird behauptet, daß das größte Wasserrad in Meersburg zu sehen sei (Baedeker). Hier irrt sich die große Welt! In Gültlingen befindet sich ein Rad mit 14 m Durchmesser, während das Meersburger eben nur 8,5 m aufzuweisen hat.

Die „Kullenmühle“ hatte dagegen ein „Mittelschlechtes Wasserrad“ zum Antrieb der dort befindlichen Mahlmühle. Dort war weniger Gefälle, dafür aber mehr Wasser vorhanden, sodaß auch so die erforderliche Kraft erzeugt werden konnte.

Sicherlich ist es niemand anderem als der Familie Kübler zu danken, wenn die Plotzsägmühle heute noch der Nachwelt erhalten ist. Drei Jahrhunderte betreute die Familie die Säge im Dienste der Gemeinde Loffenau. Im Jahre 1895 erwarb mein Urgroßvater die Gaststättenkonzession und schuf dadurch die Voraussetzung, daß die Familie, auch als die Säge den Mann nicht mehr ernährte, ihr Auskommen hatte und sich halten konnte. Aus kleinsten Anfängen, Verkauf von Milch, Butterbrot und Most aus eigener Erzeugung hat sich das Waldrestaurant Plotzsägmühle zu seiner heutigen Bedeutung entwickelt.

Der „Hochgang“ mit 1,20 m Durchlaß und seinem „Kammradgetriebe“ (Holzzähne) konnte in seiner Leistung, 2,5 cbm pro Tag, nicht mehr an das Schnellgatter mit 35 cbm Tagesleistung angepaßt werden, weil die Voraussetzungen einfach nicht mehr gegeben waren. Bis 1955 habe ich nebenbei (als letzter Plotzsäger) noch gesägt. Seitdem ruht der Betrieb, aber das Mühlenrad dreht sich weiter, die Romantik ist geblieben! Das Lied von Hubertus Waldteufel über die Plotzsägmühle, das sie am Anfang der Broschüre finden, möchte ich Ihnen zum aufmerksamen Studium empfehlen.

Vieles was in den Jahrhunderten an dieser historischen Stelle passierte, wäre zu berichten. Leider ist nicht soviel Platz zur Verfügung. So ist überliefert, daß die Soldaten Melacs, als sie das Schloß Hohenbaden, Freudenstadt, Heidelberg und vieles andere brandschatzten, auch auf der



Falkensteinfelsen bei Bad Herrenalb

Plotzsägmühle, wie viele andere in der Geschichte, ihren Auftritt hatten. Ein Seitengewehr und eine Kanonenkugel sind als „Andenken“ zurückgeblieben. Die Loffenauer Kirchengeräte, goldene Kelche u. s. w., die im Kuhstall unter der „Gripf“ (Futtertrog) versteckt waren, was von irgendwem verraten worden war, haben sie natürlich nicht vergessen! Welche Leiden für die Familie damals entstanden, läßt sich leicht ausdenken.

Der Abschlußstein des Kachelofens vom „Benckieser-schen Hof“ auf der Talwiese mit dem Wappen des letzten Klostersvogts und ersten Bürgermeisters von Herrenalb, Johann Adam Benckieser, ist noch erhalten und zu sehen. Jahreszahl 1737.

## HEIMAT-FREILICHT-MUSEUM

In diesem Freilichtmuseum wird versucht darzustellen, wie und wovon die Menschen im Nördlichen Schwarzwald gelebt haben. Der Kinderreichtum, die begrenzten Verdienstmöglichkeiten, vor allem aber das rauhe Klima zwangen die Menschen zu äußerster Sparsamkeit. Sie waren gezwungen, ihren häuslichen Bedarf meist selbst herzustellen.

Mit viel Mühe ist es gelungen, das Leben dieser Menschen darzustellen. Nichts ist vollkommen. Wir sind deshalb jedem Besucher dankbar, der uns bei der Vervollständigung dieser Anlage hilft. Sorgen Sie auch bitte mit dafür, daß nicht unbefugte Hände zerstören, was mühsam geschaffen wurde.

### BESIEDLUNG:

Die Randgebiete des Schwarzwaldes waren bereits in vorchristlicher Zeit von Kelten und später von germanischen Stämmen besiedelt. Diese wurden dann mehr und mehr in die Wälder abgedrängt. Die Stammesgrenzen sind als Sprachgrenzen heute noch erkennbar. Im Osten ab Dobel die Sueben (Schwaben), ab Obertsrot südwestlich die Alemannen, dazwischen, nach Nordwesten, die „Triboker“. Die unwegsamen, dunklen Wälder waren bis zum 12. Jahrhundert sicher nur schwach besiedelt. Erst die Mongolen-Stürme, die Gründung des „Reiches der goldenen Horde“, sollen zur Folge gehabt haben, daß sich Vertriebene aus dem Osten in den abgelegenen Tälern ansiedelten.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts sollen Tiroler Bauernburschen anlässlich einer Wallfahrt nach Brixen von weitgereisten Klosterbrüdern von den großen „Schwarzwald-

tannen" gehört haben. Bald danach tauchen dann auch tatsächlich im Murg-, Nagold- und Enztal Tiroler Familiennamen auf. In Tirol und auch hier ist ein uralter, vorchristlicher, religiöser Brauch noch erhalten: Zur Wintersonnenwende, am Heiligen Abend, gehen die Jungen und Mädchen mit dem „Pelzmärte“ von Haus zu Haus. (Am Treppenaufgang in der Spechtschmiede ist ein Pelzmärte zu sehen).

Im 16. Jahrhundert (Glaubenskriege) wurden Ausgewiesene aus dem Salzburger und Berchtesgadener Land hier angesiedelt. 1599, so berichtet die Chronik, wurde von Flüchtlingen aus der Steiermark und Kärnten „Freudenstadt“ gegründet. Freilich haben Hunger, Pest, Kriege und Feuersbrünste die ursprüngliche Bevölkerung zum Weiterwandern gezwungen. Hier sind bis heute die Familien Waidner und Weissinger weit verbreitet. Die „Steinhäusle“ sind Zeugen erster Ansiedlung der Salzburger. Sie hatten hier ihre heimatlichen Steinhäuser anstatt der ansonsten üblichen Fachwerkhäuser gebaut und waren als Zöllner tätig. Sie brachten die Kunst der Glasherstellung mit. In den Glashütten auf der „D'ellwiese“ und beim „Kepplershof“, beides Benckieser'scher Besitz, waren vor allem die Waidner tätig.

Zur Herstellung von Glas, aber auch zum Backen, Waschen und Bleichen war „Pottasche“ notwendig. Deshalb entwickelte sich im Ortsteil „Aschenhütte“ eine Pottaschesiederei, die vorwiegend von der Familie Weissinger betrieben wurde.

Als Treiber für die Jagd und als Holzknechte wurden in den weitabgelegenen Wäldern Menschen gebraucht. Da sich niemand ansiedeln wollte, wurden im Gaistal, an der Eyach und an der Hundsbach entlassene Strafgefangene vom Hohenasperg und Hohentwiel zwangsweise angesiedelt, genauso wie es die Fürstbischöfe von Mainz im Spesart praktizierten. Später wurden ihnen Rechte gegeben, um sie vom Abwandern abzuhalten. Das Waldweide- und Streurecht (1882 abgelöst), die Holzgerechtigkeit, die Bienenweide gingen nach und nach verloren. Sicher ist, daß die Menschen ein entbehrungsreiches Leben fristeten.

Um 1810 wurden einige Holzhauerfamilien aus Sachsen hier angesiedelt. Sie sollten den einheimischen Holzknechten eine „neue Art des Holzhauens“ beibringen. Sie brachten die „Sachsensäge“ mit, die Zweimann-Säge. Vordem war nur mit der Axt gearbeitet worden.

Erst in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts setzte dann eine schnellere Besiedelung durch Menschen aus den Randgebieten ein. Die „Calwer Holzkompanie“ und die „Murgschifferschaft“ hatten durch ihren intensiven Holzhandel und Flößerei mehr Verdienstmöglichkeiten geschaffen.

Wovon die Menschen außer dem bereits Erwähnten lebten, ist im Museum weitgehend dargestellt und erklärt. Besonders hervorzuheben sind noch:

#### DAS HARZEN:

Vorwiegend Forle und Fichte wurden angebohrt oder angerissen. Das Harz wurde gesammelt und in Harzöfen, die in Waldhütten untergebracht waren, gesotten und durch Säcke gepreßt. Es wurde zu Teer, Wagenschmiere, Buchdruckerschwärze und Stiefelschmiere verarbeitet. Ab 1740 wurde das Recht zu „Harzen“ an einzelne gegen Gebühr vergeben. Es wurde, um eine Minderung des Holzwertes zu vermeiden, festgelegt, welche und wie die Bäume angerissen werden durften. Später wurde das Harzen ganz verboten.

#### DAS TEERSCHWELEN ODER SCHMIERBRENNEN:

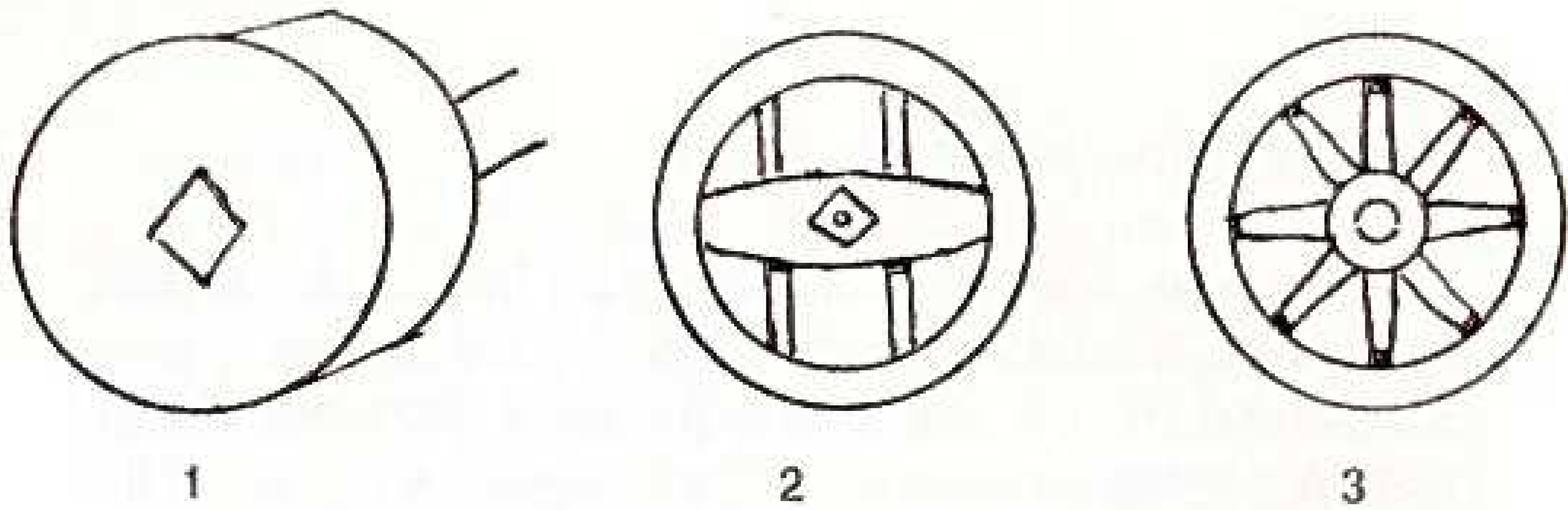
In besonders dafür erbauten Öfen wurde kleingehacktes Kienholz ohne Flamme starker Hitze ausgesetzt. Das dabei herauslaufende bräunliche Teerwasser wurde zum Gerben von Leder verwendet. Aus der festeren Flüssigkeit wurde Kienöl, daraus Wagenschmiere und Pech gewonnen.

## DAS ZUNDELSCHNEIDEN:

Eine kleine Nebeneinnahme ergab sich für die Wäldler durch das Zundelschneiden. Zundel sind kleine, dunkle Schwämmchen, die als Parasiten an verstockten Eichen, Buchen, Linden, Weiden und Fichten wachsen. Sie wurden getrocknet und zum Feueranzünden verwendet. „Brennt wie Zunder“. Durch Breitwalzen entstand eine filzige Masse, die zum Blutstillen verwendet wurde. Die Zundelschneider waren sehr verrufen (Zundelfrieder), weil sie unter dem Vorwand Zundel zu schneiden, einer unter strengster Strafe gestellten Tätigkeit nachgingen, nämlich der „Wilddieberei“. Wenn man den vielen Geschichten glauben darf, die beim Viertele zuweilen erzählt werden, war dies ein sehr weitverbreiteter „Sport“ in dieser Gegend.

Im Kelterhaus Bad Herrenalb (Gaistalstraße) befand sich nicht nur die Kelter und die Olmühle sondern auch eine von der Familie Waidner seit altersher betriebene Sauer-  
klee-Siederei.

In den mit „loh“ endenden Distriktbezeichnungen (Hohloh, Rezenloh, Axtloh usw.) wurden seit altersher Gerblohe produziert. Große Gebiete wurden mit Eichenstämmchen bepflanzt, die nach zwölf Jahren abgeholzt wurden. Die Stämmchen wurden mit dem Lohklopfer auf dem Lohbock geklopft, bis sich die Rinde löste, die dann als Gerblohe Verwendung fand.

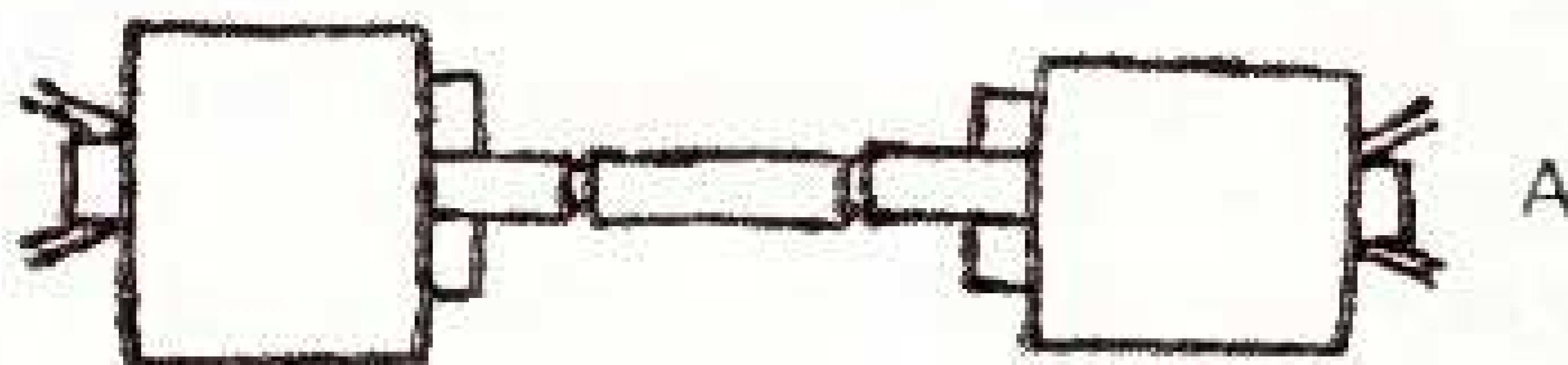


## DAS RAD

Die entscheidende Erfindung der Menschheit war das Rad. Mit dem Vordringen der Nordmeervölker (untergegangenes Atlantis?) bis ins Nildelta wurden Rad und Wagen bekannt. Auf dem afrikanischen Kontinent waren Rad, Pflug und Segel bis zum Erscheinen des weißen Mannes unbekannt.

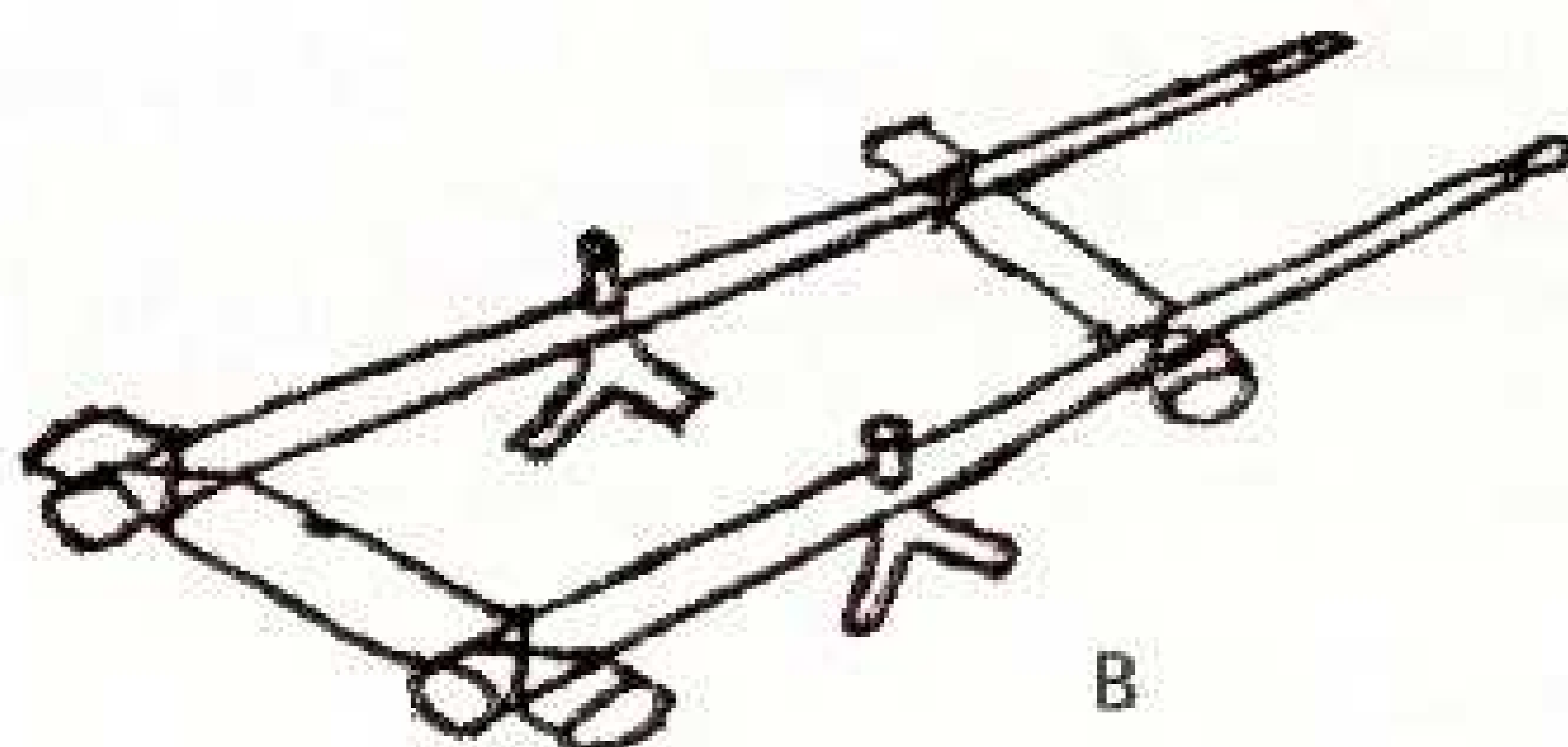
Ganz am Anfang, als Vorgänger des Rades, benutzte man Rollen oder Walzen. Auf 10 bis 15 cm dicken Rundhölzern rollten schon die Ägypter sieben Tonnen schwere Steinquader von den Entladestellen am Nil zu den Baustellen der Pyramiden.

Aus dieser Idee heraus entwickelte sich das Walzenrad (1). In zwei von einem Baumstamm abgeschnittenen Walzen wurden im Zentrum Längslöcher gebohrt, die beiden Walzen auf ein etwa zwei Meter langes Rundholz aufgebracht und verkeilt (A).

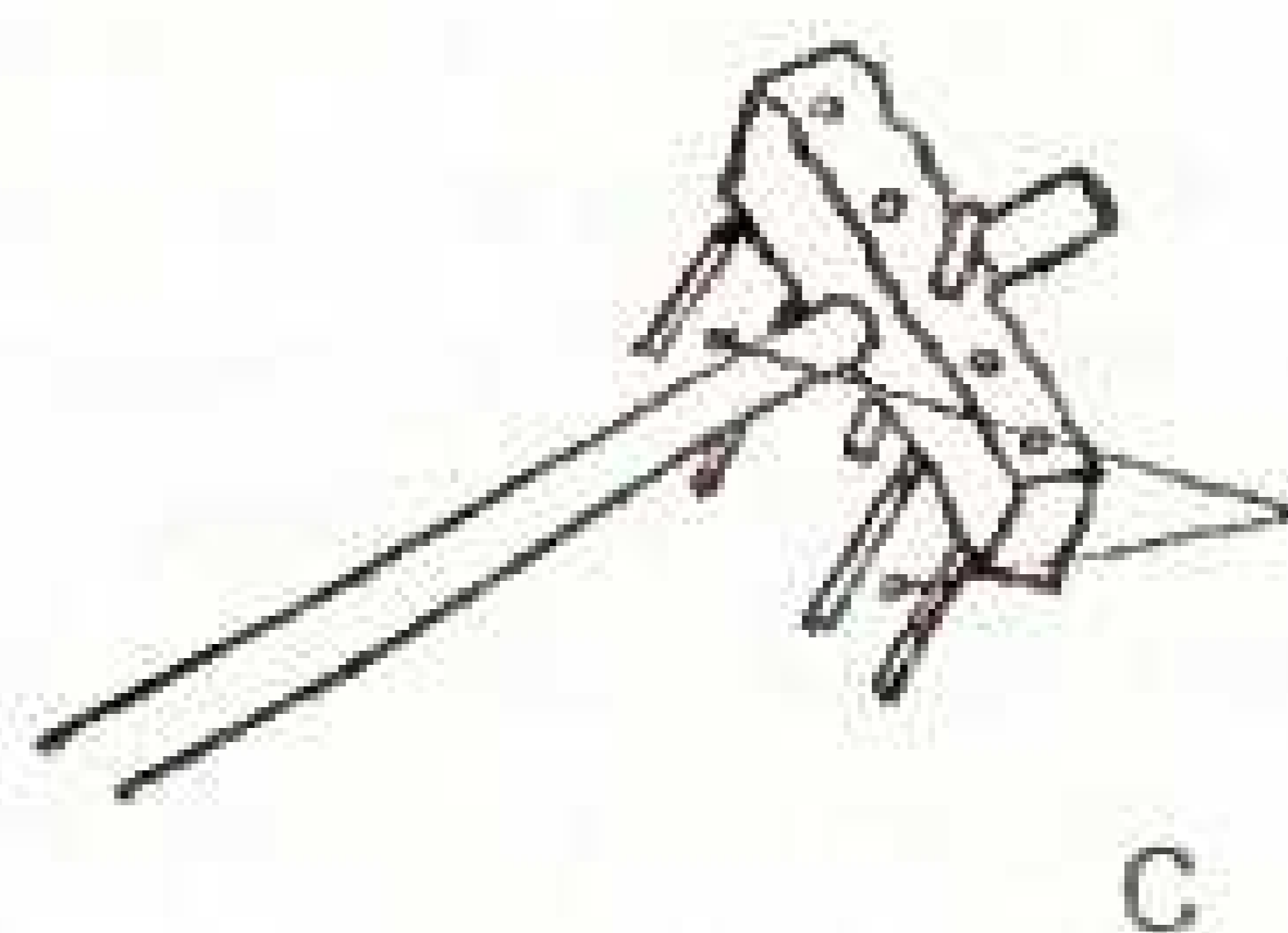
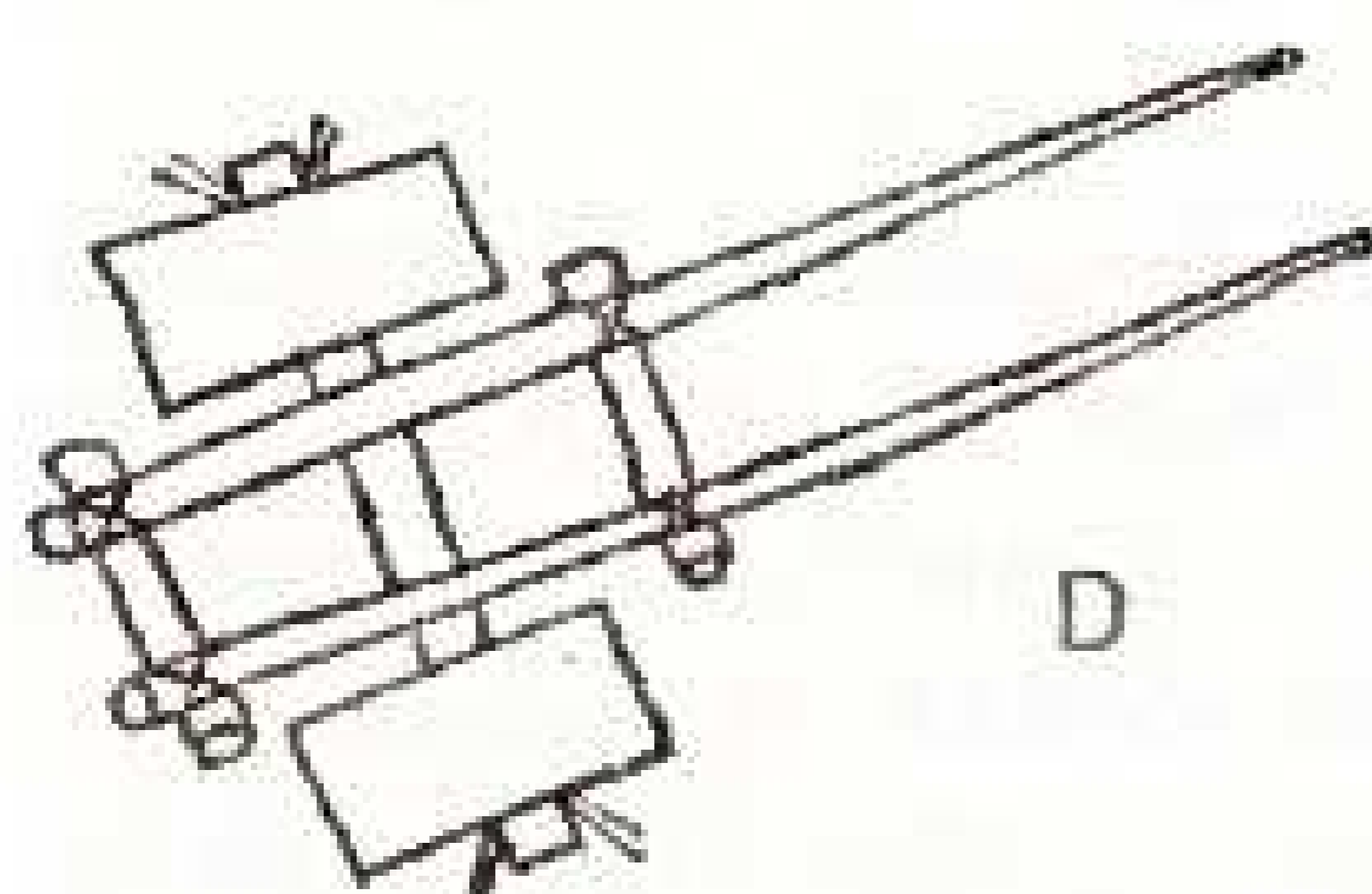


Ein zuerst primitiv zusammengebundenes Stangengerüst (B) wurde über das Achsgestell (A) gestülpt und darauf das Transportgut verladen. Ohne Rollen vorziehen zu müssen, war dadurch ein Transport auf beliebige Entfernung möglich. Einachskarre. Später wurden zwei Achsen hintereinandergespeert und die Vorderachse lenkbar gemacht. Der Wagen war erfunden.

Zunächst haben sicher Menschen die Geräte gezogen. Sicher auch den Pflug. Als Zugseil haben vermutlich Lederriemen oder gedrehte Äste von Birken und anderen Bäumen gedient. Später wurden das Rind und das Pferd als Zugtiere verwendet. Von oben wurde dem Rind das Joch über den Hals gestülpt (C).



In der Schere oder Lanne des Einachskarrens (D) war es sicher leicht, ein Zugtier einzuspannen. An der Deichsel (C) mußten zwei Tiere angespannt werden. Sicher hatten sie zuerst einen Ledergurt um den Hals und ein Zugseil. Durchgesetzt hat sich das „Joch“. Primitiver Anfang (C).





## DIE TECHNISCHE ENTWICKLUNG DES RADES ÜBER DIE JAHRTAUSENDE

### Das Walzenrad (1):

Kleiner Durchmesser, breite Lauffläche, konnte auf unbefestigtem Untergrund nur mühsam bewegt werden. Deshalb wurden die Räder größer und schmaler. Es entstanden Bohlen- oder Scheibenräder, diese waren gedübelt, ihre Stabilität wurde zusehends verbessert, als Metalle zum Einbinden und Verstärken zur Verfügung waren.

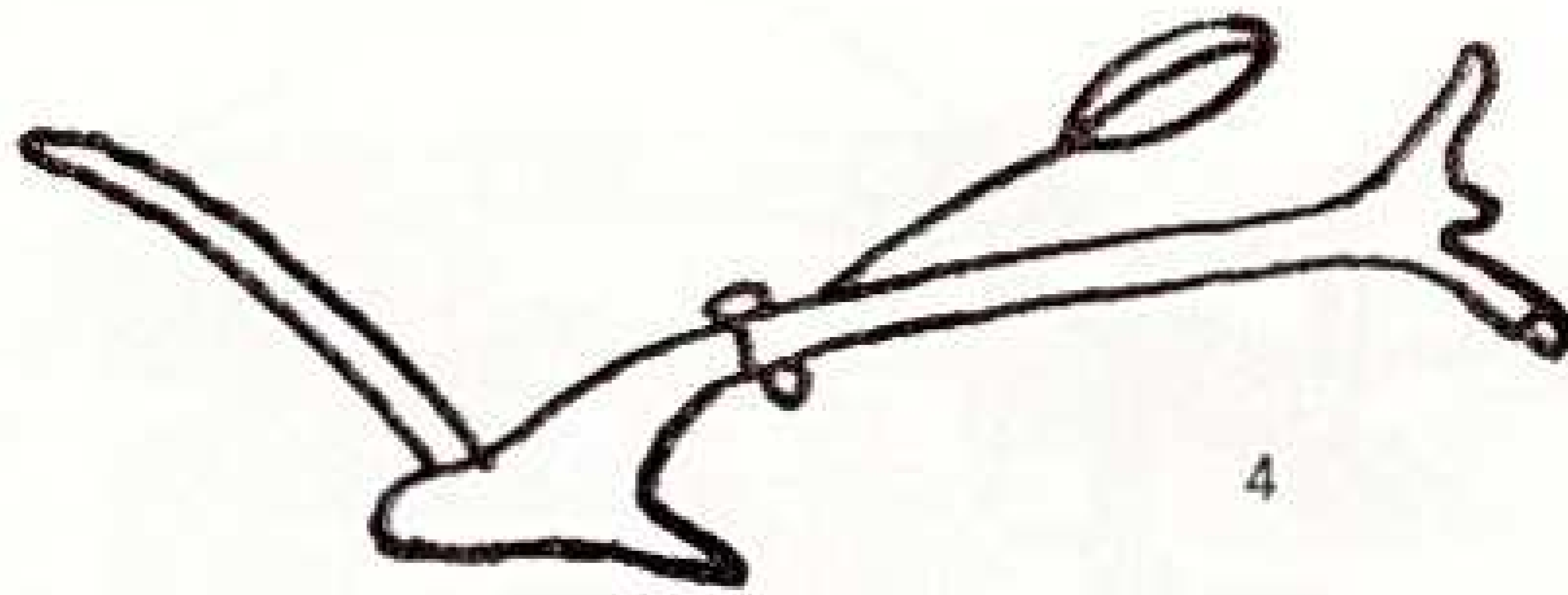
### Das Speichenrad (2):

Vom großen, klobigen, schweren, vollmassiven Rad war der nächste Schritt zum leichten Speichenrad. Dieses hatte Felgen, einen stabilen Querholm und vier daraufstehende Speichen. Ein heiß aufgezogener Reifen, Ringe und Eisenverstärkungen waren erforderlich. Noch waren die Räder fest auf der Holzachse verkeilt! Die Achse hatte zwei Rillen und drehte sich laut quietschend (Holz auf Holz) in den in die Lannenbäume eingelassenen Aussparungen. Die Räder mußten, da die Speichen nicht zum Zentrum abstützten, auch an den Seiten der Felge mit Eisen verstärkt werden.

### Das hölzerne Rad (3):

Das hölzerne Rad mit Metallbuchse, auf einer Stahlachse laufend, die Speichen auf Sturz und zum Zentrum abgestützt, technisch und statisch vollkommenste Entwicklung, gehört heute bereits der Vergangenheit an.

Anzumerken wäre noch, daß die ersten dieser Räder noch auf Holzachsen liefen. Diese Epoche ist überholt. Heute gibt es Vollmetallräder, Stahlspeichen, Stahlfelgen. Sie sind noch leichter und nahezu unbegrenzt haltbar.



Der Holzpflug (4):

Auch die ersten Pflüge, aus Ästen hergerichtet, wurden zuerst von Menschen, dann erst von Tieren gezogen.

## DAS BACKHAUSLE

Milch, Brot, Most und Kartoffeln waren sicherlich die Hauptnahrungsmittel der Bewohner dieser abgelegenen Wälder. Da die Wäldler die meisten Geräte ihres häuslichen Bedarfs selbst anfertigten, hatten sie freilich auch bei jedem Gehöft einen „Backofen“ oder ein „Backhäusle“.

Ein solcher ist hier maßstabgerecht aufgebaut. Es gab natürlich auch noch größere. Die Backröhre war durch eine eiserne Schiebetür verschließbar. Ein Holz- oder Holzkohlefeuer erhitzte die etwa 0,50 m dicke Kuppel und den Boden des Backofens. Vom hinteren Ende des Ofens führte ein Schacht durch die obere Schicht nach vorn, „Fuchs“ genannt. Der Rauch und die Warmluft wurden also durch die Warmhalteschicht über der Backröhre geführt und dadurch zusätzlich von oben beheizt. Durch einen verschiebbaren Dachziegel konnte der Rauchabzug verschlossen werden.



Der Brotteig wurde in einer hölzernen „Deigmuld“ angemacht und kräftig geknetet. In den strohgeflochtenen „Brotkörbchen“ hat man dann die Brote eingebracht und treiben lassen. Wenn der Backofen heiß war, wurde die Glut zur Seite gefegt. Die Brotkörbchen wurden mit dem Teig auf den Backschießer gestülpt, das Körbchen abgenommen und der Backschießer in die Backröhre eingeführt. Freilich wurde nicht nur Brot gebacken. Am Backtag wurde auch „Gugelhupf“ gebacken. Köstlich war, wenn bei besonderem Anlaß ein Stück Schinken im Brotlaib eingebacken wurde.

Der Höhepunkt am Backtag war natürlich immer, wenn der „Zwiebelkuchen“ aus dem Ofen kam. Auf einen dünn ausgewellten Hefeteig wurde eine aus Kartoffelbrei, Zwiebeln, Rahm, Eiern und sonstigen geheimen Zutaten gefertigte Masse aufgebracht. Der Kuchen wurde mit Öl bestrichen, reichlich Speckwürfel darauf gestreut und gebacken. Die ganze Familie saß dann um den Tisch. Auf einem großen „Spatzenbrett“ lag der heiße Zwiebelkuchen, und jeder schnitt sich mit seinem „Sackmesser“ seinen Bedarf ab. Freilich hat dabei ein Krug „Moscht“ nicht fehlen dürfen!!!

## DER KOHLENMEILER

Nahezu bei jedem Haus war eine „Kohlplatt“. Die meisten sind heute noch erkennbar. Einige Dutzend waren aber auch weitab, mitten im Wald. Das hier aufgebaute Modell eines Kohlenmeilers ist relativ klein. Man würde dazu ca. 12 bis 15 Ster Holz benötigen. Für einen großen Meiler waren bis zu 50 Ster Holz notwendig.

Zuerst wurde eine ebene Fläche angelegt. Auf den Boden wurden strahlenförmig Rundhölzer ausgelegt, darauf wurde aus Ästen ein Rost gemacht. In die Mitte des Meilers wurden vier Pfähle eingerammt und als Kamin ausgebildet. Auf dem Rost, schräg an den Kamin angelehnt, wurde das Kohlholz, Scheiter, Rollen, Knüppel, auch Stumpen und Bruchholz, im Kreis aufgestellt. Darüber kam eine zweite Schicht. Obenauf wurde als „Köpfe“ das Holz quergelegt. Das Ganze wurde mit Reisig zugedeckt und dann eine geschlossene Decke aus „Kohlenlösch“ (Erde und Kohlenstaub) aufgeschüttet. Durch den Kamin wurde der Meiler angezündet. Das Holz im Meiler durfte niemals brennen, sondern nur „glosen“. Eine dauernde Beobachtung während der ca. dreiwöchigen Brennzeit war erforderlich. Trockenes Holz brannte schneller und fiel zusammen. Es gab ein Loch, das sofort mit Wasser gelöscht und mit Lösch ausgefüllt werden mußte. An der Farbe des Rauches war abzulesen, ob mehr oder weniger Luft zugeführt werden mußte. Die Luftzufuhr wurde geregelt durch Öffnen oder Schließen der Luftlöcher unter dem Rost. Der Meiler brannte von oben nach unten. Immer wenn blauer Rauch austrat, wurden die Löcher geschlossen und etwas tiefer wieder geöffnet. Man benutzte dazu den Stiel des „Köhler-rechens“.

War der Meiler fertig gebrannt, wurde er abgeräumt. Um ausbrechende Brände löschen zu können, mußte bei jedem Meiler ein Wassertümpel vorhanden sein. Besonders nicht ganz verkohltes Holz (Kohlfüchs) war die Ursache von Bränden. Zum Abräumen benutzte man den „Störhaken“

und, um auch kleine Teile absondern zu können, einen extra dazu gefertigten Rechen. Kleinste Kohleteile wurden mit einem Sieb ausgesiebt. „Kohlbrasch“ (Kleinware) ging an die örtlichen Flaschner und wurden für die Holzkohlebügeleisen verwendet. Große Stücke gingen an die Industrie nach Gernsbach, Ettlingen und Pforzheim. Die Ware wurde mit Pferde- und Ochsenwagen transportiert. Damit sie unterwegs nicht noch zu brennen begann (es soll vorgekommen sein, daß während die Fuhrleut beim Schöpfchen saßen, die Fuhre Feuer fing), wurde kräftig mit Wasser abgelöscht. Da nach Gewicht verkauft wurde (ein Ztr. zu drei Mark), wurde das Ablöschen kaum vergessen. Die beste Kohle ergab Hartholz und Astholz. Gebrannt wurde bis etwa 1910. Der letzte Meiler qualmte 1939 auf dem Zieflensberg. Er wurde gebrannt vom Holzhändler Fritz Schumacher. Es ist überliefert, daß die Familien Nofer und Weißinger die größten Meiler gebrannt haben.

Zur Arbeit wurden verschiedene Werkzeuge verwendet. Der Kohlebrasch wurde mit einem weitmaschigen Sieb „ausgerätet“, damit auch die kleinen Kohlestückchen nicht verlorengingen. Der Brasch wurde zum Eindecken des nächsten Meilers verwendet.

## DIE KÖHLERHÜTTE

Wenn weitab von den Ansiedlungen Kahlhiebe geschlagen wurden, und wenn die Nutzhölzer abgeräumt waren, kamen die Köhler, um das Bruch-, Ab- und Astholz an Ort und Stelle zu Kohle zu brennen. Da die Meiler dauernd unter Kontrolle sein mußten, bauten sie an Ort und Stelle ihre Köhlerkate. Manchmal waren es nur ganz einfache Spitzkaten aus Stangen und Rindenabdeckung. Während der Meiler brannte, war für den Köhler Zeit für einen Nebenerwerb. Die äußerst geschickten Leute hatten bald große Handfertigkeit in der Herstellung vieler Geräte für den Hausgebrauch. Weithin bekannt wurden die hölzernen Rechen, Gabeln, Sensenwörbe, Schindeln und Reifen.



Der Schnitzbock war ihr Allzweckwerkzeug. Mit ihm hielten sie die „Haselstecken“ fest, um sie geschickt mit dem Schneidmesser in der Mitte aufzutrennen. Daraus entstanden die Faßreifen für die Heringsfässer. Sie wurden als Beiladung auf den Flößen nach Holland gebracht und gingen von dort in alle Welt.

Auf dem Schnitzbock entstanden die Schwarzwälder Heugabeln, die Häupter für die Heu- und Streurechen wurden geschnitzt und gebohrt. Die Geräte waren stabil, leicht und handlich. Besonders Geschickte bekamen den Beinamen „Rechenmacher“, was sich bis heute erhalten hat. Sehr

begehrt waren auch die handlichen „Sensenwörbe“ vor allem die mit gewachsenen Krucken. Wenn man bei der Heuernte in der „Mahd“ stehen mußte, alle Wiesen wurden mit der Sense gemäht, war es schon wichtig, ein gutes Werkzeug zu haben.

Mit einem speziell dafür gefertigten Werkzeug wurden die Rechenzähne angefertigt. Kull und Nofer waren bekannte Rechenmacher, von denen man heute noch spricht. Natürlich wurden auch alle anderen Gebrauchsgegenstände hergestellt. Holzschuhe, Holzschaukeln usw.

Bei all dieser Arbeit durfte das „Mostfäble“ natürlich nicht fehlen. Im Rauchabzug hingen zur Stärkung Wurst und Rauchfleisch.

Zu erwähnen ist noch der Schälbock. Mit dem Schneidmesser wurden Rollen und Scheiter entrindet und auch „weißgeputzt“ (Faserholz).

An der Außenwand der Köhlerkate auch die Utensilien der „Fuhrleut“: Schleifkette, Loteisen, Krempen für die Langholzfuhrleute. Um drei Uhr in der Frühe begann ihr Arbeitstag. Mit Ochsen und Pferden schafften sie die schweren Stämme aus dem Wald und zu den Sägemühlen. Sie transportierten Holzkohlen und Holz zum Verbraucher. Die Brüder Schumacher, Fritz Nofer und Pflug sind bis heute als Fuhrleute in Erinnerung. In Herrenalb waren es die Gräble, Weigold und Bühler.

## DAS SCHINDELSCHLEIZEN

Gleich beim Holzeinschlag sonderten die Holzknechte gut spaltende Tanne und Fichtenrollen aus. Teils wurden auch am stehenden Baum Proben entnommen, um den laufenden Bedarf an Schindelholz zu decken. Der Bedarf an Schindeln war außerordentlich groß. Die Dächer waren nicht mit Stroh, sondern mit fünf Schuh langen und ein Schuh breiten Schindeln gedeckt. Auch für die Ziegeldächer (Biberschwänze) wurden sehr viele Schindeln benötigt. Für die Herstellung von Dachschindeln war vor

allem Conweiler, für Täferschindeln (Fassadenschindeln) Feldrennach weithin bekannt. An langen Winterabenden wurden in jedem Haus Schindeln geschnitzt, während die Frauen ihr Spinnrad betätigten. Als Beleuchtung dienten einige Kienspäne, die in die Ritzen im Gebälk gespießt waren. Später gab es dann Petroleumlampen, die mit schönen Bildern verziert waren, aber trotzdem stanken! 1935 wurde im Gaistal das „Elektrische“ eingerichtet.

Aus den astfreien, gut spaltenden, etwa 29 cm langen Rollen wurden die Rohlinge herausgespalten. Dazu benutzte man einen „Klipfel“ und ein „Klopfholz“. Die Conweiler Schindelmacher schnitzten ihre Schindeln mit dem „Gneiber“, einem Spezialmesser, senkrecht zu den Jahresringen. In jedem zweiten Haus wurden Schindeln gemacht. Bis in unsere Zeit hinein sind die Familien Schöntaler, Duß, Jäck, Gentner, Vauth und andere als Schindelmacher in Erinnerung. Im Gaistal benutzte man einen „Schindelbock“, um die Rohlinge festzuhalten und ein „Schnitzmesser“, um die Schindeln abzuspänen. Die letzten Schindelmacher im Gaistal waren Max Jäck und Wilhelm Schumacher. Der letzte „Schindelschleizer“, der heute noch arbeitet, ist der Loffenauer Ludwig Mahler. Mittels des Schindelbocks wurden 100er-, 200er- und 500er-Bündel zusammengepreßt und gebündelt. Mit dem Leiterwägele, den Fuchs vorgespannt, zogen die Schindelmacher dann über Land, in die Pfalz, in d'Hardt und ins Schwobaland und verkauften ihre Ware. Die Täferschindeln wurden mit der Kreissäge gesägt und mit dem Fasson-Eisen abgerundet.

Eine offene Feuerstelle, zwei „Falla“ (Betten) mit Farn oder Moos, Bank und Tisch waren die notwendigste Einrichtung der Köhlerunterkunft. Krüge, Schüsseln und sonstiges Küchengerät sowie die Werkzeuge sind bekannt und bedürfen keiner besonderen Beschreibung. Aus einer irdenen Schüssel löffelten die Köhler mit Holzlöffeln ihre Suppe, Eintopf oder ihren Brei.

Unter dem Vordach steht, angebunden, damit er nicht wegläuft, der Esel. Lange Zeit wurden die Dinge für den häuslichen Bedarf und Handelsware in dieser unwegsamen



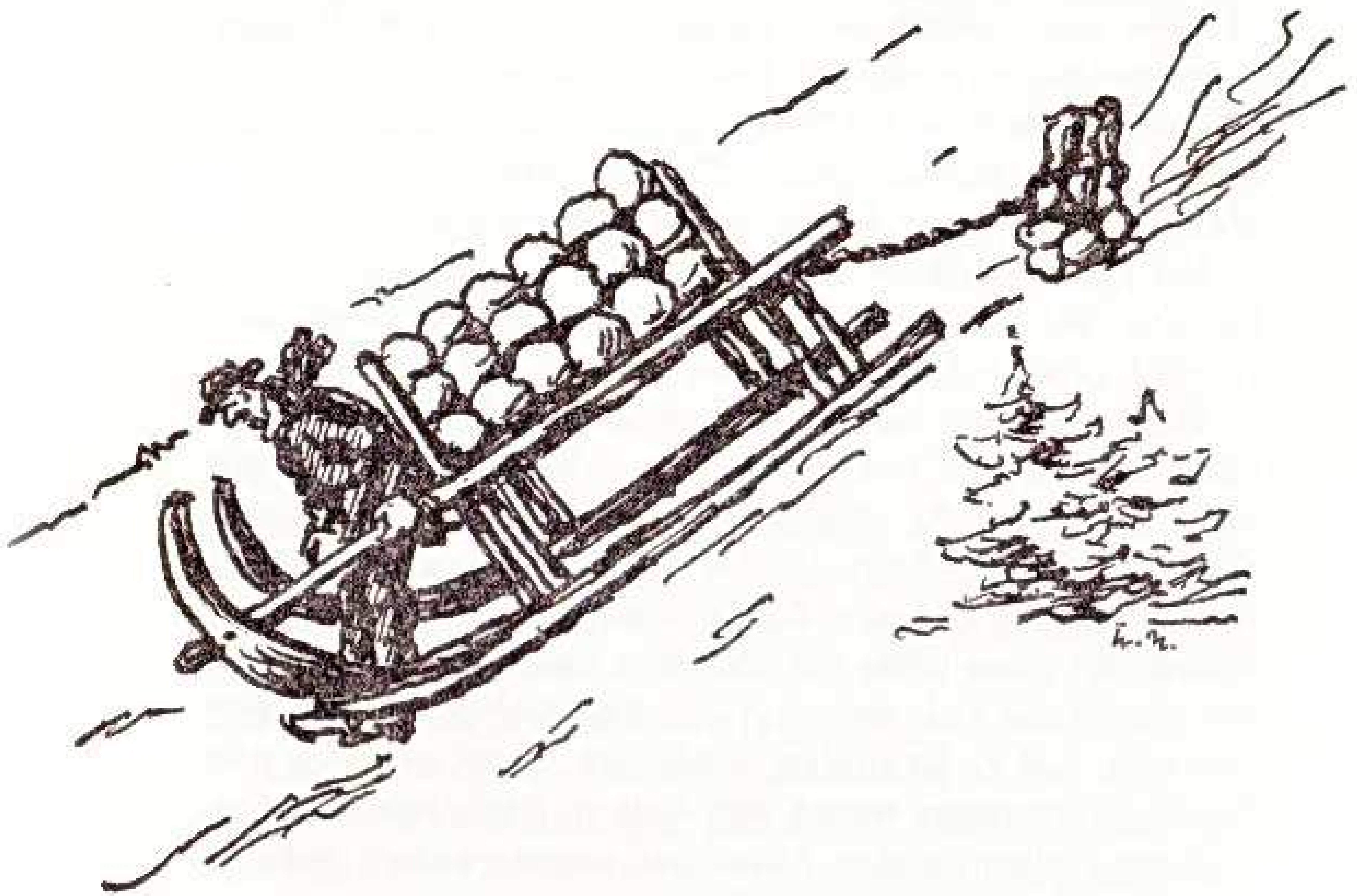
Gegend auf den Eselsrücken transportiert. Quer über die Berge wurde der Wein vom Kaiserstuhl in Weinschläuchen (Ziegenhaut) ins Wildbad, Mehl und Öl von den Mühlen an den Bestimmungsort geschafft. Mehlwegle, Eselsweg und andere Bezeichnungen zeugen heute noch davon. Bachaufwärts hinter der Plotzsägmühle ist, quer zum Hang, ein Eselspfad heute noch erkennbar.

## VIEHZUCHT UND FAHRZEUGE

In der schneefreien Zeit wurde das Rindvieh, aber auch Ziegen (Gaistal), Schafe und Schweine, auf die „Waldweide“ getrieben (Waldweide- und Streurecht bis 1882). Das Heu für die Winterfütterung mußte sehr mühsam an den Berghängen mit der Sense gemäht und in Tüchern auf dem Kopf (Frauen) oder im Nacken (Männer) heimgetragen werden. Erst zwischen den beiden Weltkriegen hat sich der Transport mit dem Wagen durchgesetzt. Mit den Leiterwagen, vollbeladen mit Heu oder Mist, zwei Kühe vorgespannt, fuhr man sämtliche von hier einsehbare Hänge senkrecht hinab. Halsbrecherisch, aber wahr! Als kleiner Bub, kaum in der Schule, mußte ich die hintere Bremsspindel (Sperrre) betätigen. Da hat man tief durchgeatmet, wenn alles gutgegangen war. Mancher Heuwagen wurde umgeworfen und mußte neu geladen werden. Im Winter wurde der Mist mit dem Hornschlitten auf die Felder gebracht; da waren wir Buben gern mit dabei. An manchen Stellen war der Antransport nur mit der „Kräz“ (Rückkorb) möglich. Auch der „Schwal“ (erste Ackerfurche talseits) mußte mit Körben oder mit der „Kräz“ an die obere Seite des Ackers gebracht werden. Eine mühsame Arbeit.

Im Frühjahr wurden die Wiesen bewässert. Jedes Grundstück hat sein „Wasserrecht“. Mit der „Wässerhau“ wurden die Bewässerungsgräben freigemacht. Es stimmt, wenn gesagt wird, manche hätten sich in der Nacht manchmal mehrmals gegenseitig das Wasser weggenommen. Es war

eben jeder auf reichlich Futter angewiesen. Wenn die Heuernte eingebracht wurde, mußten wir Kinder „Heudrepla“ (Heutreten). Das Heu mußte, damit viel Heu auf dem „Stock“ Platz hatte, festgetrampelt werden. Im Winter wurde es dann mit dem „Heurupfer“ aus dem Stock herausgerupft. Manche fütterten „kurz“ (gehäckselt). Sie sägten mit einer „Heusäge“ das Heu vom Heustock ab. Der Strohstuhl, später das „Strohmesser“ wurde ebenfalls zum Kurzschneiden verwendet. Später wurde die Futterschneidemaschine, zwei Messer und Vorschub, entwickelt. Die „Schrotmühl“ diente zum Schrotten von Frucht. Rüben wurden mit dem Mahlstein im Trog, wie Äpfel und Birnen, zerkleinert.



Mit den „Hornschlitten“ wurde vor allem das Brenn- und Faserholz in halsbrecherischer Fahrt von den Bergen ins Tal geschafft. Ein Bündel Holz, das in einer Kette als Bremse, „Ketsch“, an den Schlitten angehängt wurde, mußte genau berechnet werden. Kam der Schlitten in den Steilstrecken, weil zu wenig Last angehängt war, zu sehr

in Fahrt, war der Mann verloren. War aber die „Ketsch“ zu groß, mußte er sich in den flacheren Teilstrecken unendlich plagen. Die „Gaistäler“ waren als gute Schlittenfahrer weithin bekannt. In der Winterzeit schafften sie in halsbrecherischer Fahrt Hunderte von Klafter (1 Klafter = 4 Raummeter) Scheit- und Rollenholz vom Langmartskopf über den Brudes- und Buckelweg bis zur Gaistäler Schule, aber auch von allen anderen Bergen hinab ins Tal. Wer sich die Mühe macht und sich diese Abfahrtsstrecken einmal ansieht, wird anerkennen müssen, daß da ein großes Maul nichts wert war, sondern nur eine große Portion Mut zählte.

Die „Hornschlitten“, die der verstorbene „Plotzsäger“ viele Jahre lang angefertigt hat, waren weit in der Gegend bekannt und wurden gern gekauft. Ein kleiner Kniff, dem Schreiber bekannt, war die Ursache, warum diese eben mit Abstand besonders gut liefen. Gerade darin zeichnen sich die richtigen „Schwarzwälder Tüftler“ besonders aus, daß sie eben ein Gespür haben für solch einen Kniff!

Mit Pferdeschlitten und im Sommer mit Leiterwagen beförderte der „Müller-Holz“ (Klostermühle) das Holz zum Holzofen (Stadtbahnhof Ettlingen), wo es verkauft wurde.

Viel früher, als die Wegverhältnisse noch sehr schlecht waren, wurde das Kurzholz auf der Alb geflößt. Unterhalb der „Plotzsägmühle“, bei „s'Michels Hütt“, wurde die Alb am engen Taleinschnitt durch einen Damm (wahrscheinlich aus Stämmen) gestaut. Der große Granitquader auf der Wiese war dann unter Wasser. Von den umliegenden Bergen wurde das Holz dann mit den Hornschlitten in den See gebracht. Auf einen Schlag wurde der „Stau“ gekappt, und die Wassermassen rissen das Holz mit talwärts. Bei Einrichtung einiger solcher Stauungen war es sicher möglich, das Holz bis Ettlingen zu flößen.

Erwähnt werden muß noch, daß der „Talmeister“ die Nutzung des kostbaren Wassers überwachte. Die Einteilung des Wassers für die Wiesenbewässerung, die Flößerei und die Zuteilung für die sieben Mühlen oblagen ihm. Die Familie Pfeiffer (Hotel Germania) hat noch heute den bei Einheimischen bekannten Namen „Dalmeisters-Bäcka“.

Es darf wohl angenommen werden, daß ihr Vorfahr ein Bäcker aus der Familie des „Talmeisters“ war.

Für den Kleintransport benutzte man einrädige Schubkarren, aber auch Zweiradkarren.

Die Metzger, Wirte, Müller und Holzhändler, wer eben „Roß“ hatte, fuhren mit der „Brägg“. Als dann so um 1850 herum die „Kurgäst“ kamen, wurden sie natürlich wie die Fürsten mit der „Chaise“ oder der „Viktoria“ gefahren. Schon immer war der Kurgast König in unserem Land. Das war natürlich noch eine romantische Zeit. Und wenn dann der Kutscher (Gerwigs Gustav oder der Kübler Gustav) bei der Einkehr auf der Plotzsägmühle sogar zwei Viertele spendiert bekam, war er auf dem Heimweg bestimmt gesprächig!

## ACKERGERATE

Von der Besiedelung des Nördlichen Schwarzwaldes haben Sie Kenntnis erhalten. Vor Jahrtausenden wurde hier in dieser kargen Gegend bestimmt kein Ackerbau betrieben. Der Vollständigkeit halber ist jedoch nicht darauf verzichtet worden, die Entwicklung des Pfluges darzustellen.

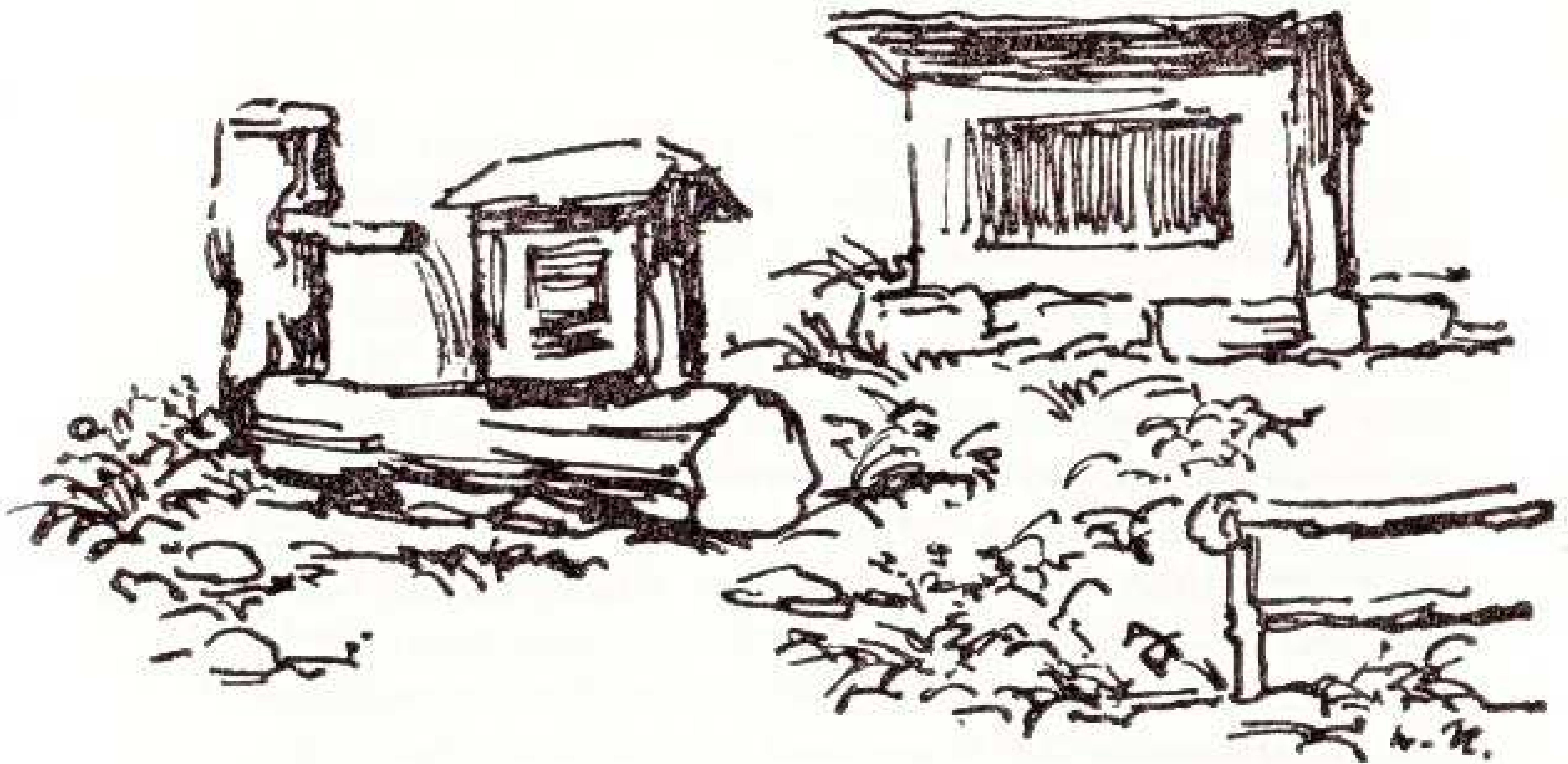
Ganz am Anfang haben die Menschen sicher eine Astgabel verwendet. Einer zog, der andere mußte in gebückter Haltung die Astspitze in die Erde drücken. Bald schuf die menschliche Intelligenz neue Modelle, die verbessert und den Erfordernissen des Bodens angepaßt wurden. Bei einzelnen Völkern wurde bald Holz und Metall kombiniert, Zugtiere wurden verwendet, die Entwicklung nahm über die Jahrtausende ihren Lauf. Die „schöpferische Kraft“ war nicht allen Völkern eigen. Wo auch die Inspiration plötzlich fehlte, blieb die Entwicklung stehen. Deshalb pflügt man

in manchen Teilen der Welt wohl heute noch mit primitivsten Geräten, obwohl andere Völker bereits in vorchristlicher Zeit „eiserne“ Pflüge benutzten! Weder der Handel auf den Meeren noch der über die Handelsstraßen quer durch die Kontinente, weder Völkerwanderungen noch die Kriege konnten die Pionierleistung einzelner Völker verwischen. Tatsächlich pflügt man heute noch in Ländern Europas mit Pflügen, wie sie in unserem Museum zu sehen sind, während unweit davon Ackerbau mit höchstentwickelter Technik betrieben wird.

## WASSERKOHLUNG

Ein Problem in der Welt ist bis in unsere Tage die Versorgung – die regelmäßige Versorgung – mit Wasser. Hier hat und wird man dieses Problem wohl niemals haben. Überall an den Berghängen entspringen kühle, klare Quellen. Schon früh hat man Teuchel aus Lärche und Eichenstämmen hergestellt und diese als Wasserrohre verwendet. Die der Länge nach durchgebohrten, ca. 4 m langen Stämme wurden so lange in einen Weiher gelegt, bis sie untergingen (Teuchelweier, D'ellwies). Sie waren dann so mit Wasser vollgesogen, daß sie nicht mehr faulten. Nach Jahrhunderten werden diese Teuchel wie neu aus dem Boden geholt.

Selbstverständlich hat sich das kühle, fließende Wasser zum Kühlen angeboten. Über den Brunnentrog wurde ein einfacher Holzkasten gebaut und darin Butter, Käse und sonstige Nahrungsmittel gekühlt. Die Weiterentwicklung war der doppelwandige Kühlschranks aus Blech, durch den das kühle Quellwasser durchgeleitet wurde.



## BUTTERHERSTELLUNG

Die frischgemolkene Kuhmilch wurde in eine große irdene Schüssel gefüllt. Bis zum Abend hatte sich dann an der Oberfläche der Rahm gesammelt. Durch Herausziehen eines Stöpsels konnte die dünne Milch abgelassen werden, der Rahm blieb zurück.

Kleine Mengen wurden in den kleinen gläsernen Rührfässern, größere Mengen im großen Rührfaß oder im Stampffaß hergestellt. Die Butter wurde gut ausgeknetet, gesalzen und im Buttermodel zu 250 Gramm-Stücken mit einem schönen Bild obenauf geformt.

## VIEHZUCHT

Durch das Waldweiderecht war es möglich, relativ große Herden zu halten. Vor allem muß erwähnt werden, daß wegen der Steilhänge viele Geißen gehalten wurden (Gaistal).

## DIE KLOPF- ODER PLOTZSÄGMÜHLE

Ab dem 13. Jahrhundert entstanden aus primitiven Anfängen heraus durch Wasserkraft angetriebene Sägemühlen. Vordem wurde das Holz mit dem Breitbeil „beschlagen“. Mit einer Zwei-Mannsäge wurden Stämme in der Mitte aufgetrennt. Die Vier-Mannsäge, zwei Mann standen auf einem Gerüst, die anderen beiden in einer Grube, hatte meist zwei Sägeblätter. Man konnte Balken sägen. Die ersten mit Wasserkraft betriebenen Sägen waren noch sehr primitiv. Unser Modell stellt eine Plotz- oder Klopf-säge dar. (Die einzige dieser Art ist im Freilichtmuseum Gutach zu sehen.) Das Wasserrad ist auf einer dicken Eichenwelle befestigt. Die in die Welle eingefügten Nocken hoben den Sägerahmen hoch und ließen ihn dann hinunterplotzen (fallen). Dies war der Sägehub. Dröhnend wurde der schwere Sägerahmen unten von zwei Hölzern aufgefangen. Hunderte von Sägen hatten deshalb den Namen Klopff- oder Plotzsägmühle. Die einzige aber, die heute noch erhalten ist und noch diesen Namen trägt ist die sagenumwobene „Plotzsägmühle“ im hinteren Albtal. Dort, so wird behauptet, hat „Noah“ die Bretter und Balken gesägt und seine Arche gebaut. 7 000 000 Jahre vor Christi.

Die technische Einrichtung wurde vor etwa 200 Jahren verbessert. Das „Oberschlechtige Wasserrad“, 6 m Durchmesser, treibt über ein Kammradgetriebe (Holzzähne) mit einem Übersetzungsverhältnis von 1:20 den Hochgang an.

Nicht zwischen Walzen, wie beim modernen Vollgatter, sondern auf einem Spannwagen wird der Klotz (Stamm) festgespannt und bei der Aufwärtsbewegung des Sägerahmens um eine Schnittbreite vorgerückt. Der Stamm wird nur bis etwa drei cm vor dem Stammende gesägt, dann läuft der Wagen zurück und ein neuer „Schnitt“ wird angesetzt. Wenn der ganze Stamm fertig gesägt ist, werden die Bretter mit einem axähnlichen Gerät weggebrochen. Das stehen gebliebene, nicht durchgesägte Ende nennt man Strahl.

## DAS SCHNAPSHAUSLE

Viele Häuser im Schwarzwald hatten seit altersher ein „Schnapsrecht“, ein Brennkontingent. Vor allem wurden die kleinen Vogelkirschen zu dem weltweit bekannt gewordenen Kirschwässerle gebrannt. Die Maische wurde in einem Holzfaß „eingeschlagen“ und vergoren. Im Spätherbst und Winter wurde dann Schnaps gebrannt. Dem „Zoll“ mußte rechtzeitig Menge und Qualität sowie der Zeitraum angegeben werden, wann gebrannt werden sollte. Der Zollbeamte kam dann mit dem Fahrrad schnaubend den Berg herauf und überprüfte fein säuberlich. Er entplombte den Brennkessel und kam nach dem Brennen und verplombte das Gerät wieder. Was alles angestellt wurde um „Zoll“ zu sparen und wieviel Liter Schnaps „schwarz“ gebrannt wurden, ist der Nachwelt nicht bekannt.

Die letzten Schnapsbrenner sind Willi Klenk, Loffenau und Wilhelm Nofer, Gaistal.

## DAS POTTASCHESIEDEN

In bis zu 2m Durchmesser großen Kesseln wurde aus Holzasche auf der „Plotzsägmühle“ und vor allem auf der „Aschenhütte“ Pottasche gesotten. Daher auch der Name „Aschenhütte“ (Ortsteil von Bad Herrenalb). Die Pottasche wurde zum Backen, Waschen und Bleichen, vor allem aber zur Herstellung von Glas benötigt. (Glashütte auf der D'ellwies, Talwiese) und im Höfle (Kepplershof).

Die Pottasche wurde aus Holzasche jeglicher Art hergestellt. Die Asche wurde in einem Bottich mit Wasser umgerührt, man benötigte möglichst viel Wasser. Die löslichen Bestandteile der Asche lösten sich auf, das nach dem Rühren überstehende Wasser wurde von Zeit zu Zeit abgeschüttet. Dann ließ man das Wasser verdunsten, der Rückstand war Pottasche, Kaliumkarbonat  $K_2CO_3$ . Die Pottasche diente bei der Glasherstellung zum Durchsichtigmachen des Glases.



## DIE SPINNSTUBE

Im rauhen Bergland unserer Heimat war der Anbau von Brotgetreide kaum lohnend. Sehr ergiebig und zufriedenstellend soll dagegen, so ist es überliefert, der Anbau von Flachs und Hanf gewesen sein. Deshalb sicherlich war bei jedem Gehöft außer einem Kohlenhaufen auch ein „Brechenloch“. Bei der Plotzsägmühle wurde ein solches wieder restauriert und kann dort besichtigt werden. In die Böschung wurde ein Loch gegraben und mit Feldsteinen ausgemauert. Darüber wurde ein Holzrost und ein primitives Dach gemacht. Auf den Rost wurden die mannshohen Flachsstauden gelegt und durch das Holzfeuer, das im Loch geschürt wurde, geröstet. Um das Loch herum versammelten sich die „Weiber“ mit ihren hölzernen Brechen und brachen den Flachs. Dabei bröckelten die röschen Teile ab und die geschmeidige Faser blieb. Wenn eine ausreichende Menge vorbereitet war, wurde der Hechler gerufen, der wie der Hausmetzger von Haus zu Haus ging und den Flachs mit seiner Hechel auskämmte. Da er überall in der Gegend seine Arbeit verrichtete und all die Neuigkeiten mitbrachte, sagten die Leute, wenn sie ihn laufen sahen: „Aha heut geht er zum Hansjakob, do hechletse wieder was aus“! Dieser Ausspruch hat sich bis heute erhalten. Der letzte Hechler im Gaistal war der alte Kull.

Auf dem Spinnrad wurde der Flachs zu einem beliebig dicken Faden gesponnen. Mit der Haspel wurden die Fäden aufgehaspelt und dann als Längsfäden auf dem Webstuhl aufgespannt. Ein anderes hölzernes Gerät diente dazu den Faden auf die Spindel und die Spulen für die Schiffchen aufzuspulen (Spulbock). Mit dem Schiffchen wurde beim Weben der Quersfaden gezogen. Nach jedem Quersfaden mußten die Längsfäden die unten waren nach oben, die oberen nach unten gemacht werden. Dies geschah durch treten auf das entsprechende Fußpedal. Zuletzt wurde der Stoff gebleicht, daher hat der Ortsteil Bleiche heute noch diesen Namen. Dort befand sich auch das Flachshaus (Haus Wick).



Wie gemütlich war es doch, wenn an den langen Winterabenden die Familie in der Stube beisammensaß. Der Kachelofen strahlte Wärme aus. Großvater und Großmutter saßen auf der Ofenbank und erzählten den Jungen Geschichten. Die Spinnräder surrten. Die Äpfel und Birnen lagen auf dem Kachelofen und dufteten, die Männer machten Schindeln und tranken „Moscht“. Lange benutzte man als Licht noch „rußende Kienspäne“ bis diese dann von den Petroleumlampen abgelöst wurden. Die Jungen hatten ihre Kammer oben unterm Dach. Dort gab es keinen Ofen. Bevor man zu Bett ging wurde eine kleine Luke im „Blaffo“ geöffnet, daß die Warmluft nach oben konnte. Die Häuser hatten alle einen offenen Kamin, wo der Rauch abzog. Dort hing das ganze Jahr Schinken und Rauchfleisch. Im Keller waren Mostfässer und die Ständer mit Rüben und Sauerkraut. Der Wald lieferte Beeren, Obst und Pilze, die gedörrt oder eingemacht wurden. G'sälz (Marmelade), Honig und einige Schnapskutter waren auch da, wenn man gut über den Winter kommen wollte. Wir Buben hatten unser „Maugelnest“ an sicherer Stelle auf dem Heustall eingerichtet. Dort lagerten unsere persönlichen Vorräte. Viel war es natürlich nicht, in einem Hut hätte alles Platz gehabt.

## DIE FLOSSEREI IM SCHWARZWALD

Über Jahrhunderte hin hat die Flößerei und damit der Holzhandel, der sich bis Holland erstreckte, viel Geld ins Land gebracht. Dadurch erst entstanden die Ansiedlungen und Weiler in den abgelegenen Tälern.

Von der Wolfacher Flößergilde wird berichtet, daß diese von 1295 bis 1887 auf der Kinzig und ihren Nebenflüssen geflößt habe. Allerdings sollen schon die Römer Flöße (Flöße) von Wolfach nach Straßburg gebracht haben. Dasselbe gilt auch für die Murg. Ausgrabungen auf dem Merkur bei Baden-Baden beweisen, daß auch auf Murg und Rhein geflößt wurde. Eine Urkunde aus dem Jahr 1423 besagt, daß die Gernsbacher Murgschiffer von altersher berechtigt waren, in den Loffenauer Waldungen ihre „Floßstangen“ zu holen. Dieser Wald aber wurde mitsamt eben dieser Dienstbarkeit und dem Dorf Loffenau schon im 13. Jahrhundert an das Kloster Herrenalb verkauft. Demnach muß also das Recht Floßstangen zu holen, schon damals bestanden haben. Von der nahen Enz ist die Flößerei seit dem Jahre 1342 belegt, wo Markgraf Rudolf IV. von Baden mit Graf Ulrich von Württemberg einen Vertrag über die Flößerei abschloß.

Richtig in Fahrt kam die Flößerei auf der Enz und Nagold allerdings erst im 17. Jahrhundert, nachdem der „Erzweg“ von Neuenbürg durch das obere Enztal zum Eisenwerk Christophstal gebaut war. Die allgemeine Holznot zwang damals zur Floßbarmachung der „wilden Enz“. Das Flößen wurde allerdings nur möglich, indem man einige „Schwalungen“ (Weiher) anlegte, um durch Freilassen der gestauten Wasser den Flößen genügend Schubkraft zu verschaffen.

Unter der Regentschaft des Herzogs Carl Eugen von Württemberg, der für seine Bauten viel Holz und für seine kostspielige Hofhaltung viel Geld brauchte, setzte ein



regelrechter Raubbau in den Neuenbürger, Altensteiger und Freudenstädter Oberforsten ein. Dies wurde die Blütezeit der „Calwer Holz-Compagnie“, die sehr bald vom Herzog die alleinigen Rechte für den gesamten Holzhandel bekam. Sie erwarb sogar die alleinigen Rechte Kobalt und andere Erze auf den Flößen der Wolfacher Flößergilde zu verschiffen. 1758 brachte die „Calwer Holz-Compagnie“, gemeinsam mit der Pforzheimer Handelsgesellschaft und einigen wenigen „Murgschiffern“ 125 000 Gulden auf, um in zehnjähriger Arbeit die Murg floßbar zu machen. Aber alljährlich wurde durch das starke Gefälle der Murg das Flußbett wieder verschüttet und mußte neu geräumt werden. 1824 zerstörte ein Katastrophenhochwasser die ganze Arbeit. Die riesigen Felsblöcke liegen heute noch in der Murg. Im 18. Jahrhundert war die Blütezeit der Flößerei. Holzknechte, Rießer, Flößer und unzählige Sägemühlen beherrschten das Bild der Schwarzwaldtäler. Damals entstanden viele Ansiedlungen und Weiler in den abgelegenen Tälern. Hundsbach, Lehmannshof, Poppeltal, Gompelscheuer, Sprollenhaus und viele andere mehr.

Die Holzknechte fällten die Bäume, die für heutige Begriffe riesigen Tannen nur mit der Axt. Es mußten später, weil die knorrigen Wäldler sich nicht belehren ließen, extra zwei sächsische Familien angesiedelt werden, die mit der Zweimannsäge arbeiteten, erst dann überzeugten sich die „Holzer“, daß die Arbeit mit der Säge leichter ging. Bis heute heißt die Zweimannsäge deshalb immer noch „Sachsensäge“.

Ganze Berghänge wurden kahlgeschlagen. Die begehrtesten Stämme waren die sogenannten „Holländer“. Sie mußten bei 21 m Länge am Zopf (Schwachen Ende) noch 40 cm Durchmesser haben. Alle anderen Stämme wurden als „Gemeinholz“ eingestuft, was etwa unserem heutigen Stammholz entspricht. Das Holz wurde, da keine Abfuhrwege vorhanden waren, in extra dafür gebauten „Rießen“ von den Bergen ins Tal, zu den Einbindestellen der Flöße, den „Floßstuben“ gebracht. Die Flurnamen „Rießwasen, Rießbuckel, Hohriß, Rießwiesen, Rießgrund“ weisen heute

noch auf diese Art der Holzbeförderung hin. Die „Rieße“ wurden vom Tal aus den Berg hinauf angelegt. Jeweils vier bis sechs Stämme wurden nebeneinander gelegt. Die äußeren wurden an tief in die Erde eingerammten Pfählen befestigt. Auf beiden äußeren Stämmen legte man noch je einen Stamm darauf. In den Kurven wurde außen um zwei Stämme erhöht und gut befestigt, um ein Herauspringen der Stämme bei der rasenden Fahrt ins Tal zu verhüten. Mit Ochsespannen und unter Zuhilfenahme von „Krempen und Griff“ wurden die Hölzer an die Rieße gebracht, sie wurden „gescheut“ (leicht angespitzt), ins Rieß eingeführt und donnerten dann polternd zu Tal. 100 bis 200 Stämme konnten so am Tag zu Tal „gerießt“ werden. Freilich war es eine gefährliche Arbeit und wehe dem „Rießhirten“, wenn er sich dann, wenn ein Stamm aus dem Rieß sprang nicht rechtzeitig in Sicherheit bringen konnte.

Vor der Floßbarmachung der Murg (1758) wurde „wild“ geflößt. Zur Zeit der Schneeschmelze wurden die Stämme den Wassermassen übergeben und polterten dann zu Tal. Auch mit Schwallungen (angestaute Wasser) wurde, indem man die Wassermassen plötzlich losließ, nachgeholfen. Freilich entstand dadurch ein großer Verlust. Viele Stämme wurden an den Felsen zerschmettert, manche wurden ans Ufer geschleudert oder verklemmten sich zwischen den Felsen. Mühsam mußten sie wieder zurück ins Wasser gebracht werden. Manche brauchten Jahre, bis sie in Hörden am großen Holzrechen ankamen und hatten dabei an Wert verloren.

Zwischen 1558 und 1598 konnten „gebundene Flöße“ die Murg passieren. In dreißig Jahren wurden im Einzugsgebiet der Murg folgende Mengen geschlagen:

39 462 Holländerstämme

39 279 Holländer Gemeinholzstämme

69 042 Sägeklötze

141 430 Stämmchen für Floßwieden

5 613 Flößerstangen

151 987 Klafter Feuerholz (1 Klafter = 4 rm)

Allein ab Wolfach gingen jährlich 300 Flöße ab.

Die kleinen Murgflöße, sieben bis acht Gestör in der Länge, mußten am ersten Tag ihrer Reise Gernsbach erreichen. Dort wurden sie von ihren Floßherren mit Brot und Wein bewirtet (Flößerzeche). Dann ging es weiter nach Hörden. Die „Essel“, ein großer Holzrechen, der quer über die Murg hing, war zugleich Zollstation. Hier wurden die Flöße zuweilen aufgerissen und untersucht, ob die Flößer keine „Heckerei“ (Schleichhandel) betreiben. Oft haben die Floßknechte versucht, handgeschmiedete Nägel und andere Beiladung unverzollt mitzunehmen. In Steinmauern am Rhein wurden die Murgflöße auseinandergenommen und zu großen Rheinflößen zusammengebunden. Jeder Schiffer durfte jährlich nur vier Rheinflöße oder eine „Hollandfuhre“ machen. Deshalb fügte man auch mehrere Rheinflöße zu einem „Prinzipalfloß“ für den Hollandtransport zusammen. Diese umfaßten bis zu 2500 Holländer, dazu kam der „Nebenanhang „Futtert“ genannt, aus Borden, Latten, Rahmenschenkel. Der Boden wurde außerdem mit Brettern, Latten und Borden quer und längs belegt und befestigt, sodaß das Floß unbiegsam wurde. Auf 100 Borde waren zwei Flößer nötig. Ein Hollandfloß hatte bis zu 100 Floßknechte Besatzung. Die Fahrt dauerte Wochen, sogar Monate. In der Regel wurde das Holz an die Flößer gleich bezahlt. Das Geld wurde im „Weizensack an der Flößerstange über dem Rücken“, oder in der „Geldkatz um den Bauch“ getragen. Die Heimreise wurde zu Fuß, später mit dem Fuhrwerk und dann im 19. Jahrhundert mit dem Zug bewerkstelligt. Um gute Preise sicherzustellen, durften neue Hölzer erst angeboten werden, wenn die Lagerbestände abgesetzt waren. Interessant ist, daß die Schwarzwälder ihre Ware in großen Holzhöfen in Holland anboten und die Handelshäuser und Reedereien schon gar nicht an die Produktionsstelle heran ließen.

Von der Enz- und Nagoldflößerei wäre noch zu berichten, daß die kleinen Flöße zuerst einmal in die „Floß- und Holzgärten“ in Bietigheim und Bissingen anlandeten. Dort wurden sie zu größeren Flößen zusammengebunden und gingen dann bis Mannheim, wo die Rhein- und Hollandflöße zu-

sammengestellt wurden. Diese waren bis 400 m lang, 80 m breit und 5 Meter mächtig! 1898 ging das letzte Floß die große Enz hinunter.

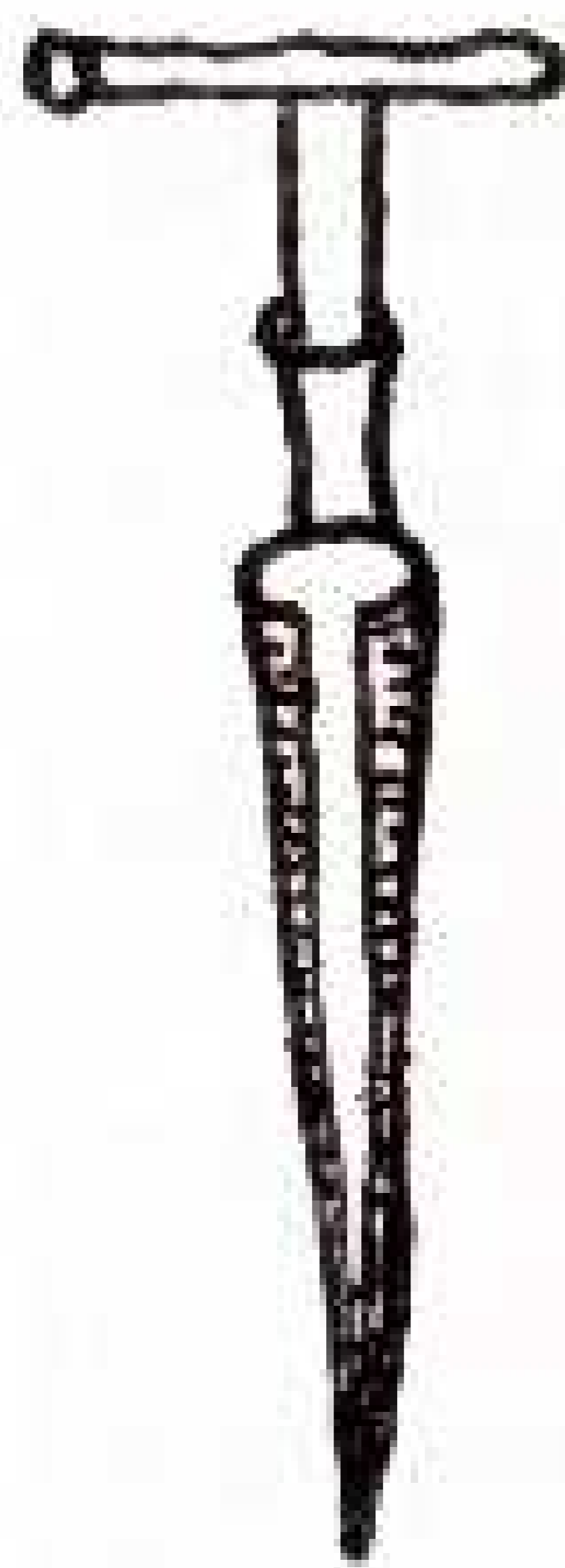
Zusammengebunden waren die Flöße ausnahmslos mit „Floßwieden“. Ursprünglich waren es sicherlich richtige Weiden, bald mußte man sich aber nach einem gleichwertigen Ersatz umsehen. Man verwendete Fichtenstämmchen, die im Backofen erhitzt und dann gedreht wurden. Den Namen „Floßwieden“ behielt man bei. Mit einem extra Floßbohrer bohrte man die Stämme etwa ein Fuß vom Stammende durch und band sie mit den Floßwieden zusammen. Deshalb mußten die Stämme auch alle zwei Fuß „Draufmaß“ haben, weil ja das durchbohrte Teil abgezogen werden mußte. Später verwendete man auch, vor allem auf Enz und Nagold, eiserne Ösen, die in den Stamm eingeschlagen wurden und denselben Zweck erfüllten. Die Stammenden des ersten Gestörs waren angeschrägt, damit das Floß leichter über die Mauern der Stauungen glitt. Selbstverständlich mußten die Flößer die Riegel selbst öffnen. Vor allem die „Wildbachflößer“ waren rauhe Gesellen und nicht jeder taugte zu diesem Beruf. Wieviel Kraft und Geschicklichkeit erforderlich war, um so ein Floß auf einem Wildbach zu steuern, ist sicher einleuchtend. Aber der Handel brachte auch viel Geld. Wenn in Wolfach die Schiffergesellschaft „Zahitag“ machte, wurde das Holz von einem Jahr abgerechnet. In „Zainen“ (Körben) sollen die Waldbauern, so ist es überliefert, ihre Dukaten abgeholt haben. Auch luden sie den „Fürsten zu Fürstenberg“ zum Schmaus ein. Daß der Reichtum aber auch Unliebsames mit sich brachte, können Sie in Wilhelm Hauff's „Das kalte Herz“ und in den Erzählungen von Hansjakob „Waldleute“ selbst nachlesen.

Auch auf der Alb wurde bis 1803, allerdings nur Kurzholz, gefloßt. Die erste Schwallung war oberhalb der Klause. Michelshütt heißt es dort heute noch. Die Alb wurde angestaut. Mit Hornschlitten und Känern wurde das Holz ins Wasser gebracht. Beim Kappen der Schleuse rissen die Wassermassen das Holz talwärts. Ab 1803, die Klöster

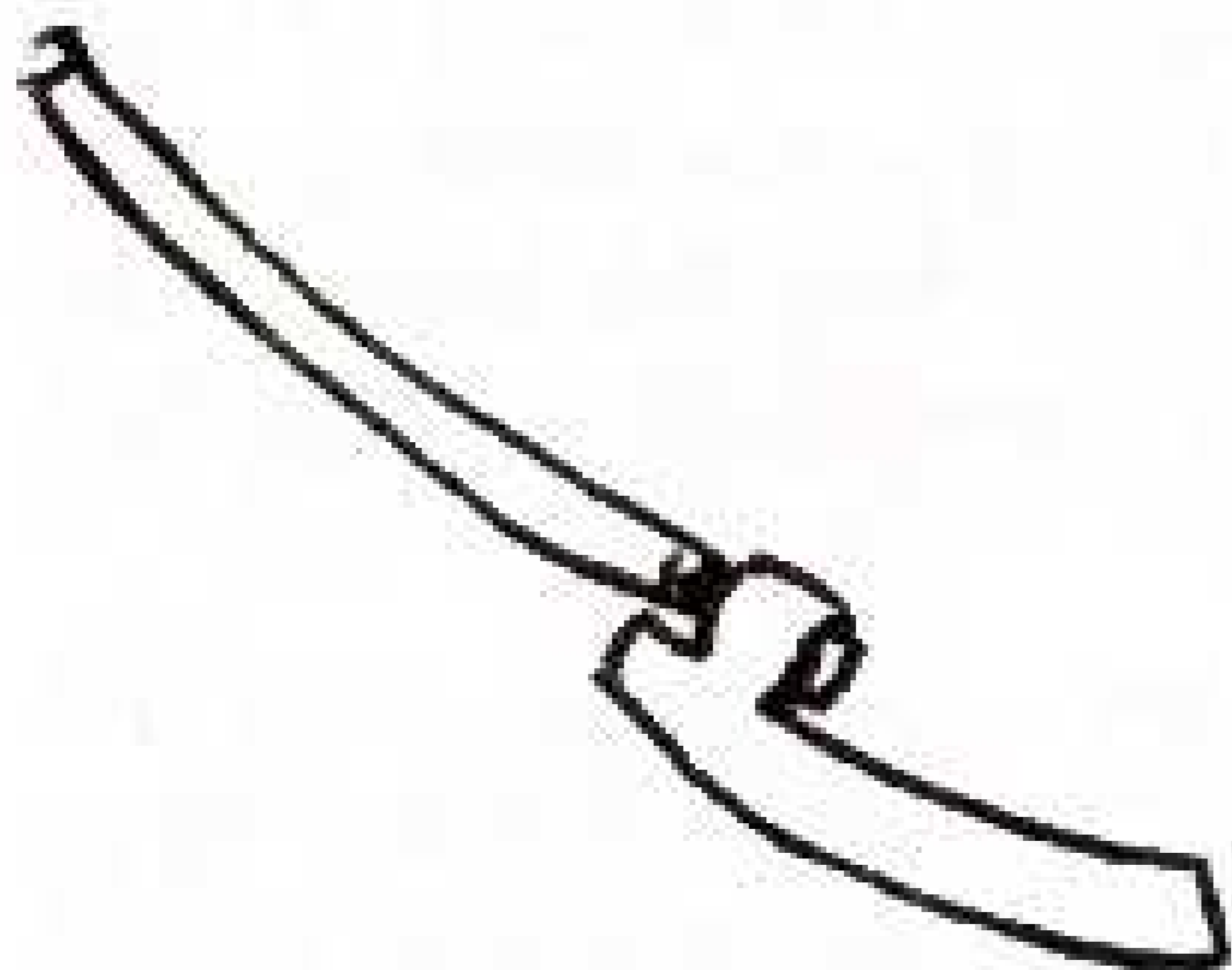
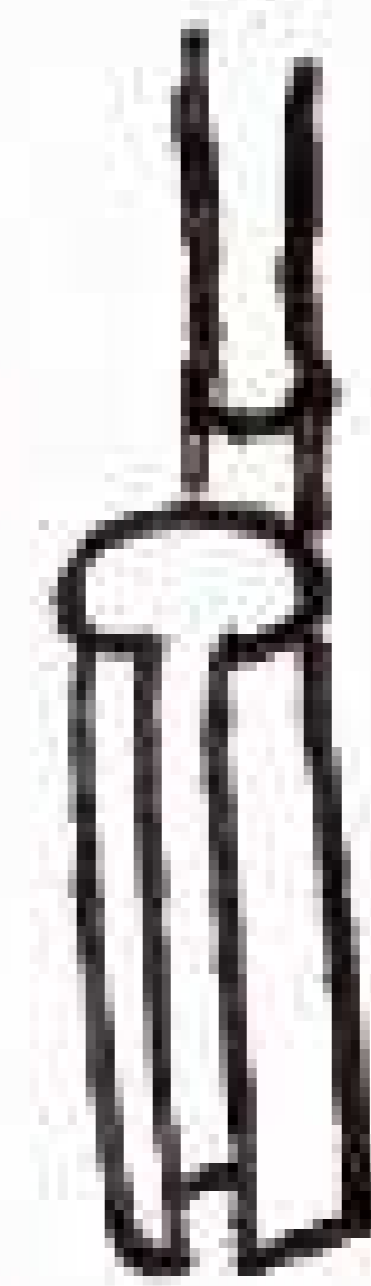


Alpirsbach, Herrenalb und Hirsau kamen durch Verfügung Napoleons zu Württemberg, mußte das Holz zum Weithäusle in der „Fron geschunden“ werden. Von dort ging es dann im Rieß hinab in die Eyach, von dort in die Enz und weiter nach Bietigheim.

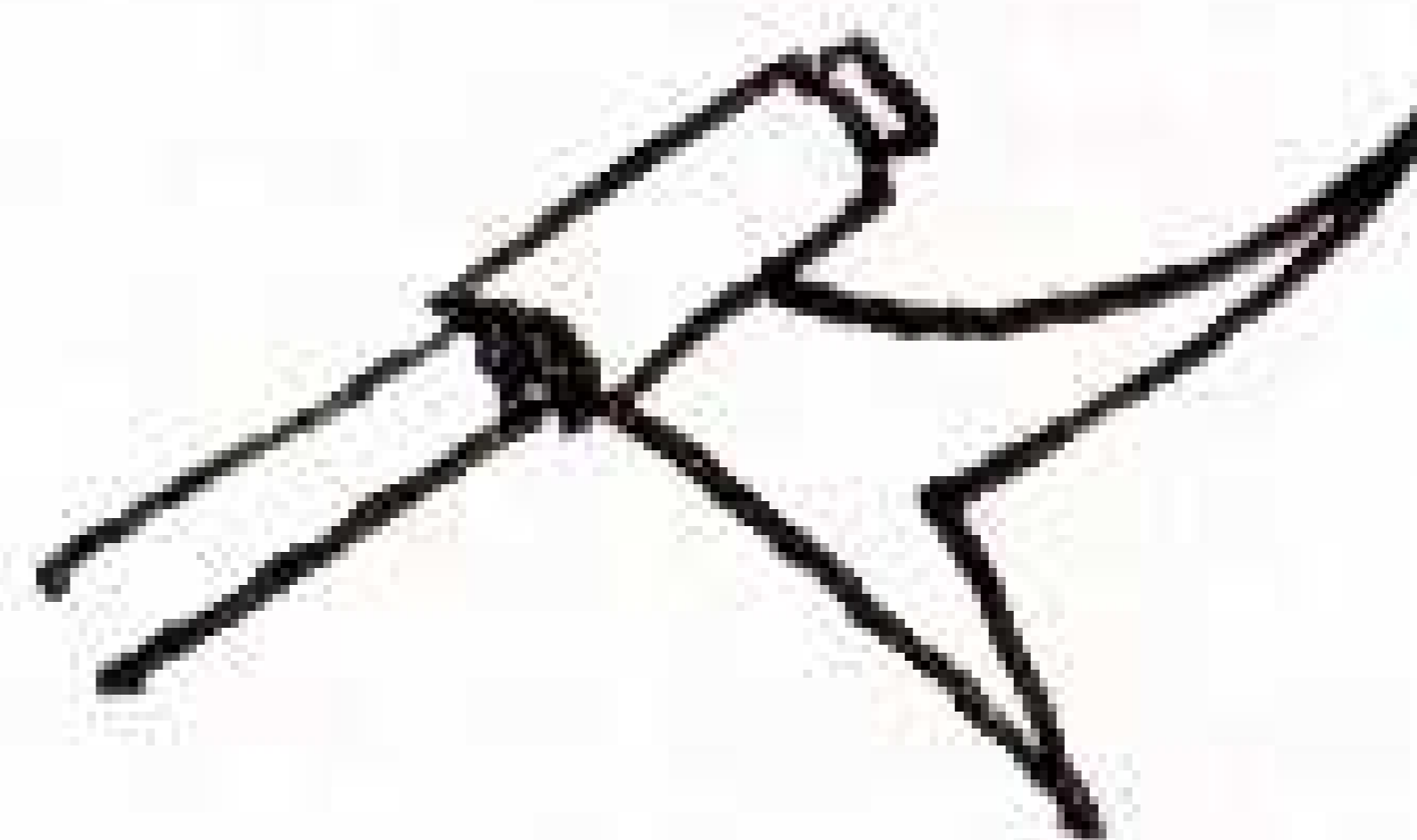
## FLOSSER-WERKZEUGE



Bohrer zum Durchbohren  
der Stämme



Axt zum Scheuen der Stämme



Flöberhaken

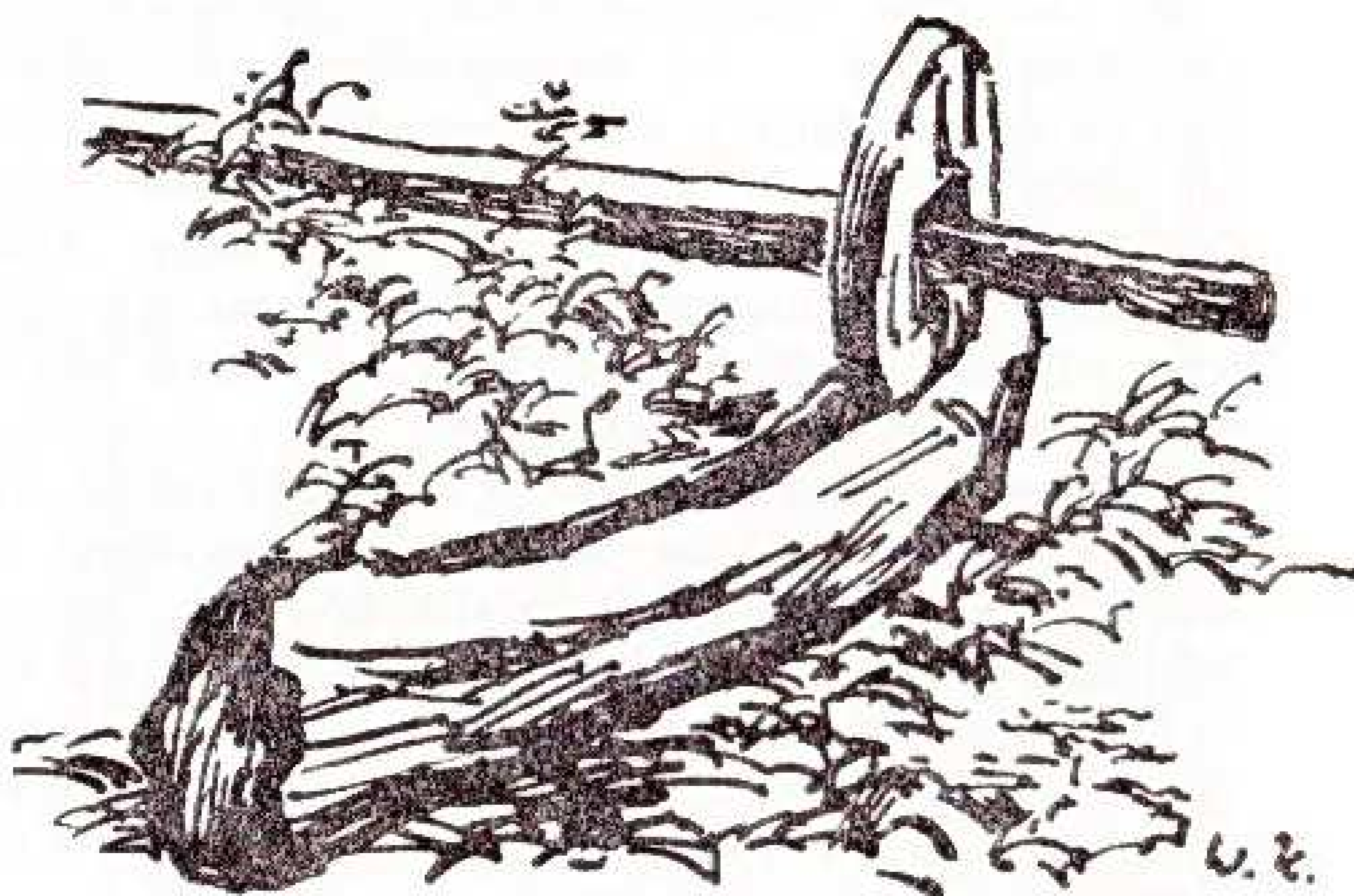
## DIE BIENENWEIDE ODER ZEIDLEREI

Für die Versorgung der Bevölkerung mit Honig und Wachs spielte die Imkerei im Schwarzwald schon immer eine große Rolle. Um 1800 erreichte sie ihren Höhepunkt. Allein um Herrenalb waren 200 Bienenstöcke vorhanden.

Bei den alten Schwarzwaldhäusern (Wohnhaus Plotzsägmühle) waren in die Sandsteinmauern des Kollors zwei bis drei Fuß lange herausragende Balken eingelassen. Auf diese Balken wurden die ganze Giebelfront entlang Bretter aufgelegt. Darauf standen die „Bienenkörb“. Runde und eckige, strohgeflechtene, mit Kuhmist als Wärmeisoliator bestrichene, Strohkörbe (Emakörb). Später gab es dann Holzbeuten (Badisch-Maß). Diese waren zur besseren Orientierung der Bienen in grellen Farben gestrichen. Das Leben der Bienen und der Umgang des „Emavaters“ mit diesen ist eine Wissenschaft für sich. Wer sich damit befaßt, dem offenbaren sich Wunder der Natur, worauf hier im Einzelnen einzugehen zu weit führen würde. Im Inneren des Bienenstandes ist zu sehen: Die Bienenkappe, die Wabenzangen und die Honigschleuder. Auch Waben und Füttereinrichtungen sind vorhanden.

Bemerkt werden muß noch, daß es die Schwarzwaldhäuser wie sie aus dem Kinzigtal weltweit bekannt sind, mit einem weit herabreichenden Walmdach aus Stroh, hier nicht gab. Im nördlichen Schwarzwald gab es nur Fachwerkhäuser. Sie standen mit der Giebelseite zur Straße oder zum Tal. Die Giebelseite war über den Stockwerken mit einem etwa vier Fuß herausragenden Wetterdach versehen. Einen Dachaufbau gab es nicht. Dicht an die Kellerwände war Brennholz aufgeschichtet, was ebenfalls der Wärmeisolierung diente. Hier gab es nur relativ kleine Gehöfte, im Gegensatz zum übrigen Schwarzwald. Das hat seine Ursache in der Tatsache, daß es hier nur Kloster-, Komunal- und eben staatliche Wälder gab. Auch die Murgschiffer

hatten eigenen Waldbesitz. Die Wolfacher Flößergilde mußte ihr Holz bei den Waldbauern kaufen, da einzelne Bauern zwischen 50 und 200 Hektar besaßen, kann man sich denken welcher Reichtum während der Blütezeit der Flößerei in private Hand kam, und daß es so möglich war, solche Häuser zu bauen.



## DIE MOSTEREI

Seit altersher ist der „Most“ das Hausgetränk in dieser Gegend. Das Mosten war demzufolge eine nahezu heilige Handlung. Äpfel und Birnen wurden im Holztrog mit einem Mahlstein zerquetscht. Später gab es handgetriebene Mahlmühlen verschiedener Art. Das zerquetschte, gemahlene oder zerriebene Obst wurde dann ausgepreßt. Zuerst hatte man hölzerne Spindelpressen verschiedener Art, dann ging man auf metallene über. In einem hölzernen Korb mit einem Holzrost wurde die „Maische“ in einem Tuch einge-

schlagen, eingebracht und durch Herabdrehen der Spindel abgepreßt. Auf der Plotzsägmühle ist noch eine Presse auf einem Steinquader zu sehen. In die beiden Löcher der Mutter wurde ein langes Rundholz gesteckt. Die ganze Familie war dran und drehte solange zu, bis der letzte kostbare Tropfen herausgepreßt war.

Der „Moscht“ wird heute noch in hölzernen Fässern gelagert. Während der Gärung wird er „räß, reißig“ getrunken. Freilich wird auch Beerenmost gemacht. Die Heidelbeeren werden mit der „Reff“ (hölzerner Kamm) gesammelt. Daraus wird „Heidelbeermost“ gepreßt. Er ist süffig und heißt im Volksmund „Semsakrebsler“. Ins Schriftdeutsche übersetzt: „Fenstersimskletterer“, woraus sich der erfahrene Leser seine Vorstellung von der Wirkung des Getränks auf das menschliche Gemüt selbst machen kann.

## DIE SPECHTSCHMIEDE

Café-Restaurant und Museum zugleich.



Nach einer Anfahrt, schön wie durch einen Zauberwald, liegt vor Ihnen in reizvoller Hanglage die Spechtschmiede mit ihrem Ausblick auf eine herrliche Landschaft, blühender Wiesen und Wald. Die Gesamtanlage umfaßt das Restaurant mit seinen gastlichen Räumen und seinen herrlichen Aussichtsterrassen. Liegewiese, Mini-Golf-Platz und der „Abenteurer-Kinderspielplatz“ mit der „Tarzanbrücke“ werden von den Gästen gerne in Anspruch genommen. Große Anziehungskraft hat das Heimat-Freilicht-Museum und die auch dazugehörige sagenumwobene Plotzsägmühle mit Restaurant.

Oft fragen die Gäste, woher der Name Spechtschmiede kommt, deshalb dazu folgende kurze Erläuterung. Durch wildverbiß an jungen Bäumen entsteht bei Fichten die sogenannte „Herzfäule“. Im Wurzelstock solcher Bäume nisten sich Ameisen ein, die sich im Innern der Bäume Gänge fressen um zu ihren „Haustieren“, den Blattläusen im Gipfel des Baumes zu gelangen. Der Schwarzspecht sucht sich diese Bäume aus. Mit schnellen Schlägen, wie der Schmied auf dem Amboß, hämmert er mit seinem langen, spitzen Schnabel Schlitze in den Stamm, um an die Gänge der Ameisen heranzukommen. Mit seiner langen klebrigen Zunge fängt er die Ameisen und verzehrt sie. Solche, vom Specht bearbeitete Bäume, nennt der Volksmund „Spechtschmieden“. Da es hier keine „Bären“ mehr gibt, ein „Anker“ vollkommen fehl am Platze wäre, „Hirsch, Lamm und Sonne“ aber überall anzutreffen sind, hat der Hausherr für sein Lokal den Namen „Zur Spechtschmiede“ ausgewählt. Das Firmenzeichen, bestehend aus Spechtbaum und Mühlenrad, sind inzwischen weithin bekannt.

Im unteren Gastraum steht in der Mitte denn auch ein Baum mit der ganzen Spechtfamilie. Lebensecht sitzen die buntschillernden Spechte mit ihren roten Häubchen am Baum. Alles sieht so echt aus und nicht selten wird die Frage gestellt, ob denn das Haus um den Baum herum gebaut wurde. Der Raum ist auf Jagd abgestimmt. Seltene Tiere der heimischen Wälder, wie Schnepfe, Waldeule und Tannenhäher. Einige kapitale Hirsch-, Elch- und Rehgeweih zieren die Wand. Auf einem seltsam verwachsenen Kiefernast sitzen zwei Eichhörnchen, von denen angenommen wird, daß es sich um Weibchen und Männchen handelt. In Wirklichkeit ist es aber ein Sommer- und ein Wintereichhörnchen. Auf einem Schwamm thront ein Sommer- und ein Winterwiesel (Hermelin). Umgeben von Rehkitz, Rehbock und Wildschweinkopf thront, geschmackvoll unterstrichen von Waldhorn, alter Jagdtasche und Flinte, ein gewaltiger Hirschkopf, ein „Kronenzwölfer“. Schmunzelnd wird erzählt, daß der kapitale Hirsch nur den Kopf durch die Wand stecke. Junge Damen glauben zuweilen der Hirsch habe ihnen zugezwinkert, was aber keineswegs stimmt. Vielmehr zuckt der arme nur dann mit den Augen, wenn die Wirtin mit ihrem langen Fleischmesser aus seiner Hinterkeule ein frisches saftiges Stück herausschneidet, um die Gäste „mit dem weithin bekannten leckeren Hirschbraten nach „Hausfrauenart“ bewirten zu können.

Auf uralten Klosterziegeln sind die Wappen der Fürstengeschlechter gemalt, die hier Einfluß hatten. Die „Ebersteiner, Calwer, die Zähringer und Württemberger und das Raubrittergeschlecht derer von Sickingen, sind als farbenprächtige Herrschaftswappen vertreten.

Am Treppenaufgang zum oberen Gastraum hat der bereits beschriebene „Pelzmärte“ seinen Platz gefunden. Dort befindet sich auch ein kompletter Leiterwagen mit „Sperrbengel“ (Bremse), eisernem Radschuh mit Krezer (für Glatt-eis) und „Schleiftrog“ (hölzerner Radschuh). Bewundert wird immer wieder die Vollständigkeit der Sammlung. Besonders wertvolle Stücke, die im Freilicht-Museum nicht gezeigt werden können, finden sie in der Spechtschmiede.

Im oberen, rustikal eingerichteten Raum finden sie interessante Gerätschaften vergangener Zeiten. Einen „Teuchelbohrer“ mit dem die Lärchen und Eichenstämme durchbohrt wurden, um dann als Wasserleitungsrohre verlegt zu werden. Ein Eisen, zum Aushöhlen von hölzernen Dachrinnen und Brunnenrögen. Ein „Kornreiter“, Vorgänger der „Putzmühle“, der zum Trennen von Korn und Spreu diente. Eine „gewachsene Mistgabel“, ein „Streurechen“, das Haupt steht schräg zum Stiel, er hat beiderseits Zähne. Mehrere Bienenkörbe, runde und quadratische „Simmere“ (Kornmaß), ein hölzerner Pflug und ein kompletter „Herrschaftsschlitten“ vervollständigen das Bild. Auf einem Wagenrad sind viele knusprige Schwarzwaldmädchen (die bekanntlich hier auf den Bäumen wachsen!) in ihren schicken Trachten zu sehen, in der Mitte die Symbolfigur des Schwarzwaldes, der „Uhrenhändler mit seiner Grätz“. Auch eine Schwarzwälder Uhr mit Holzzahnrädern und einem Feldstein als Gewicht darf nicht fehlen. Hufeisen für Ochs, Kuh und Pferd, wie manch einer sie noch nicht gesehen hat, sogar Schuhe für Pferde, die im Moorgebiet getragen wurden, sind zu bewundern. Außer Hechel, Breche und Spinnrad sehen Sie Bügeleisen aller Arten, Lockenschere, Heidelbeer-Reffe, Springerlesmodel, Mausefallen, Heurupfer und Heusägen. Auch ein „Wisch oder Baust“ wie ihn die Frauen unter der Last auf dem Kopf getragen haben, fehlt nicht.

Sollten Sie noch keinen Kuckuck gesehen haben, präsentiert sich Ihnen einer in der Köhlerecke auf einem Ochsenjoch thronend.

Vollständig ist vor allem auch die Sammlung der Holzhauerwerkzeuge. Eine hölzerne „Meßklub“, Erfindung von Fritz Barth, Loffenau ist unter Axt, Sachsensäge, Loteisen, Lotaxt, Scheid und Stangenmaß sowie Schäufole, Häb, Griff, Krempen und Schälmesser zu sehen. Natürlich fehlt nicht der Rucksack mit „Most- und Schnapsflasche“.



Vorbei am kapitalen Auerhahn erreichen Sie im Keller die Kosaken-Bar, das Heiligtum des Hauses. Sinnvoll und mit viel Liebe gestaltet, wie es nur einer kann, der dabei gewesen war, ist an einer Wand das „Kosakentum“ dargestellt. In der Mitte ein großes Pferdekummet mit Wagscheit und Hufeisen. Rechts davon der Soldat in der schwarzen Uniform des Zaren, rote Spiegel mit goldenen Lanzen, Rangabzeichen, Baschlik, Säbel, Pistolen und Gewehr. Links die Kosakenfrau im Sonnenblumenfeld mit einem uralten Pflug das Bauerntum darstellend. Die Kosaken waren Soldaten und Bauern zugleich. An der Seite des Kosaken aber die „gebrochene Lanze“ mit dem dunkelblauen Wimpel und den goldenen Kosakensäbeln, dem Zeichen des XV. Kosaken-Korps des deutschen Reitergenerals von Pannwitz. Die gebrochene Lanze bedeutet: „Es ist aus und vorbei“.

An einer anderen Wand, auf einem herrlichen Wandteppich sind die Felljäger Sibiriens mit ihrer Trojka dargestellt. Oben die Tiere, Marder, Iltis, unten die Fallen mit denen sie gefangen werden. Es fehlt auch nicht die „Balalaika“, die „Nagaika“ die Peitsche, der Steppenwolf und der „Samowar“, der Teekessel in der Sammlung. Wer das Glück dieser Erde, das ja bekanntlich auf dem Rücken der Pferde



liegt, noch nicht genossen hat, kann das Versäumte auf zwei Sätteln reitend, die extra dafür angebracht sind, nachholen. Wer im Sattel sitzt, muß sich allerdings der Tradition beugen und nach „Kosakenart“ trinken. Wie, und was die Kosaken tranken und manche andere Geschichte aus der Zeit, als der Wirt noch mit den Kosaken ritt, werden Sie sicher bei einem zünftigen Umdrunk an der Kosakenbar erfahren.

Nach einem Ausflug in die Vergangenheit sind wir nun wieder in die Gegenwart zurückgekehrt. Es bleibt zu hoffen, daß Ihnen die Broschüre das Wichtigste über Land und Leute von grauer Vorzeit bis zur Gegenwart vermittelt hat.

Danken möchte ich all denen, die sich geduldig haben ausfragen lassen und die durch ihren Beitrag ein abgerundetes Bild ermöglichten.

Nichts ist vollständig. Deshalb möchte ich alle diejenigen bitten, die noch mehr wissen, ihren Beitrag zur Verfügung zu stellen, damit zur Freude unserer Feriengäste und Leser die nächste Auflage noch verbessert werden kann.

